# Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 30. Juni 1885. Nr. 26.


## Briefe aus der Verdammnis.

Von L. Breslau.

II.

Paris, Juni 1885.

Liebe kleine Duchesse!

Ich bin traurig. Niemand hat verstanden, was ich in Ihr Bildnis legen wollte: die ganze Jungfräulichkeit Ihres Wesens. Eine süße Träumerei und holde Scheu. Der eine Arm stemmt sich hinter dem Rücken gegen die Kommode; der Leib ist leicht nach rückwärts geneigt, der Kopf erhoben, die andere Hand liegt auf der Platte des Möbels, auf welcher frisch gepflückte helle Rosen zerstreut sind; das weiße, eng anliegende Kleid preßt den jungen Leib. Es schien mir das Symbol der Lilie. — Personne n'a compris, donc j'ai eu tort! sagt Zola von sich in Betreff seiner „Page d'amour".

Personne n'a compris. . . Nein. Ich mußte hören: Sie malen ja so ein junges Mädchen ganz ohne Gefühl, als ob es nur ein Stillleben wäre! Keine Spur von liebenswürdiger Grazie oder koketter Eleganz! Und was soll denn die Stellung, was soll der versteckte Arm, wozu diese scheue und linkische Haltung? —

Ich weiß nicht.

Ich weiß überhaupt nicht, was ich will oder was die Andern wollen, und deshalb bin ich traurig! Ich bin fest überzeugt, daß es ganz gleichgültig ist, was oder wie wir malen, leben und leiden — rütteln doch unbekannte Mächte das Leben immer so zusammen, daß die klarsten Dinge der Menge unbegreiflich werden, und das Alltägliche uns andern als Unsinn erscheint.

Kennen Sie Bouguereau? Sehen Sie, dieser Mann ist heute der mächtigste in Frankreich — ja, ich behaupte, daß in 200 Jahren es noch Leute geben wird, welche Bouguereau lieben. Jeder versteht ihn. Er repräsentiert das süße, das propere, das korrekte Ideal, welches jedes ehrliche Herz in seinen Freistunden hätschelt. Da ist alles wohl gearbeitet — suchen Sie seine Werke durch, — umsonst spähen Sie nach einem keinen, einem menschlichen Fehler: umsonst! Dieser brave Mann irrt sich nie; seine Kassa-Bücher sind so korrekt gehalten wie seine Bilder; er ist auch drei mal Millionär!

Bouguereau hat wieder die Ehren-Medaille des Salons von seinen versammelten Kollegen erhalten. Nicht nur Bouguereau: das Prinzip mit ihm, in ihm.

Sagen Sie mir, meine kleine Freundin, Sie, die Sie naiv sind, Sie, die nicht kennen den Durst nach Emotionen, die Leidenschaft des Ungekannten, die Liebe des Un-

vorhergesehenen, des Einzigen: sagen Sie mir, denn Kindermund thut Wahrheit kund: Was glauben? —

Ist Kunst wie eine Seite Orthographie oder ist Kunst ein Wort, ein ungehörtes — ein Seufzer ein tiefgefühlter, eine von trunkenem Auge erfundene Farbe? —

Ja, für solche Seifenblasen schlagen wir uns, für dies darben, hungern wir, wirken wir — hassen wir unsere Nächsten und sterben wir am Ende — wir Andern! Göttlicher Unsinn! Bewunderungswürdige Nichtsnutzigkeit! — Vanitas, —

Aber Sie sind gut und voll Nachsicht. Und es interessiert Sie zu wissen, was ich liebe. Heute noch liebe, denn für morgen bürge ich nicht; und so gehen wir denn durch den Salon, den schreckvollen, großen, leeren, geräuschvollen Salon. Ich will Ihnen sagen, was ich liebe. Unter andern zunächst das Bild von Uhde: „Christus in der hellen Bauernstube, mit holländischen Gören". Einfach und freundlich, kühl, innig und protestantisch ist der Herr wie ein Missionär in langem Gewande, erquicklich zu sehen inmitten der für die Ausstellung ganz eigens gearbeiteten Bilder: von welchen so viele uns das Gefühl geben, als ob sich deren Autoren ganz erschrecklich gelangweilt hätten! —

Da ist z. B. das große Bild von Roll: „die Arbeiter auf dem Steinfeld in Suresnes," welches sehr gut gemeint, aber ganz sicher nicht gut gemalt ist. Ob dieß an der Unmöglichkeit liegt, ein Bild, welches solches Feld in natürlicher Größe darstellt, in solcher Kraft wiederzugeben wie die Natur sie besitzt, oder ob die gewollte Augentäuschung uns mehr gegen die Bewegungslosigkeit der Figuren verstimmt, wage ich nicht zu entscheiden: was sicher ist, scheint mir das unbehagliche langweilige Gefühl, welches uns vor diesem Arbeits-Steinfeld beschleicht. Doppelt unbehaglich in Hinsicht auf die Sympathie, welche uns das ehrliche Wollen dieses Künstlers einflößt, welcher mit ungewöhnlicher Liebe und Kraft sich kühn vor ein solches Stück Leben stellt und es zu bewältigen sucht.

Ach, gerade das ist es ja, was so ganz wenig angenehm ist; die Sicherheit, die wir haben, daß wir es alle ehrlich und gut meinen; Bouguereau am meisten. —

Die vier interessantesten Erscheinungen im Pariser Salon scheinen mir zu sein: Raffaëlli, Fantin-Latour, die beiden Cazin und Whistler, der englische Impressionist.

Fantin ist ein ganz großer Künstler. Er hat es verstanden, das alltägliche bürgerliche Leben so fein, so innig, so musikalisch zu erkennen, daß er daraus wie eine neue penetrante Note gezogen hat: die sonntäglich-reine, melancholisch-innige Langeweile der honnetten Leute, ihr monoton-poetisches Dasein. Der Reiz der Einfachheit der grauen Tapeten, des beschaulichen Lebens, dieß Alles: ein großes Wenig ist seine Kunst. Raffaëlli, seinem Schicksal gemäß, das ihn als fahrenden Mann und kleinen Choristen ins Getriebe der Welt warf, interessiert sich mehr für die Enterbten. Die Banlieue de Paris, die Seiltänzer, die armen Leute, die bleichen Voyous der Fortifikationen, oder die revolutionären Kämpfer: dieß reizt ihn.

Die bestaubten, endlosen, mit Besen bepflanzten Straßen; ein Mistwagen, der müde sich daher schleppt: — Ufer der Seine, wo die erstaunlichen Fabrikschlöte ragen und dampfen und eine farbige Touche auf den fettigen Himmel setzen, oder die kleinen Cabarets, wo unter einem mageren Laubengehäge ausgemüdete Mannsbilder die mit dem „blauen Wein" gefüllten Gläser anstoßen, indem sie steif und hart ihre haarigen Arme ausstrecken — dieß macht sein Entzücken aus. —

Cazin: Mann und Frau. Zwei Inspirierte. Er sieht aus wie ein schottischer Schäfer mit rotem, starkem Kopf und gelbrotem Bart, langen grauen Locken und fayenceblauen starren Augen. Sie ernst und mystisch, eine Bretonin mit starken Backenknochen, seltsam scheuen Augen und einer länglichen Ziegennase. Ein eigen und poetisch Antlitz.

Cazin stellt dieß Jahr nicht im Salon, sondern bei Petit Rue de Sèze aus, aber seine Frau bietet uns einen der wenigen wahren und erquicklichen Genüsse, die in diesem abscheulichen Orte zu haben sind. — (Verzeihen Sie, kleine Freundin, meine absolute Ausdrucksweise — aber ich fühle, daß hier einer der ärgsten Qualorte ist, welche uns der Patron Satanas ausgedacht!)

Aber ein Tropfen Nektar: sehen Sie: erstens, diese grünbronzene verhüllte Weibergestalt, mit der geneigten tiefsinnigen Maske, welche vom überhängenden Tuche noch beschattet, auf der langen und starken Hand ruht: le Regret! — Mir scheint das Werk bedeutend; — ob dieß nur meine Vision, oder ob das tiefe Gefühl, welches sich daraus entwickelt, das Zeichen des wirklichen großen und eigentümlichen Talentes ist, wer würde wagen, es zu entscheiden, hat doch die Jury gefunden, daß eine Mention honorable die richtige Würdigung desselben sei. — Im Zeichnungssaal befindet sich ein sehr interessanter Karton derselben Künstlerin. D. h. eine Leinwand mit Beinschwarz übertuscht und mit dem Messer radiert, welche la vie obscure betitelt ist. Es soll die Studie für ein Basrelief sein, und stellt mehrere Frauen dar, welche mit häuslichen Arbeiten beschäftigt sind. Mitten im Bild ein kleines Kind, in einer Art Fallstuhl; im Hintergrund und links von der Seite kommen zwei halbwüchsige Jungen, deren einer einen Hahn bei den Flügeln herbeiträgt. — Auch dies ist durchaus ein bemerkenswertes Kunstwerk. Ich möchte sagen, daß in diesem Künstler-Geiste die Natur sich wie im Traume spiegelt. Der Kontour verfolgt den Körper ohne Zwang und Eine Bewegung läuft vom Wirbel bis zur Zehenspitze.

Es ist sehr schade, daß Cazin selbst nichts im Salon ausstellt; auch die Landschaften und das größere Bild, eine Art Büßerin in einer Wüstenoasis darstellend, welche er in der Rue de Sèze hat, sind nicht seine besten. Vor einigen Jahren hatte er Ismael und Hagar, auf einer Art Düne verirrt, in der wunderbar feinsten Art gemalt. Sein materielles Mittel sind matte Wachsfarben. Er erreicht damit einen ganz unerwarteten und überraschend reizenden Anblick. Es scheint die Natur selbst zu sein, aber durch ein mattes Glas gesehen, abgetont, verschmolzen und visionär. Auch ist kein großer Sprung für uns nötig, um von dieser Kunst aus diejenige Whistlers zu begreifen.

Das mysteriöse Porträt der Lady Contry Campbell ist ebenso sehr eine kecke Herausforderung für den Gewöhnlichen, als ein raffinierter Genuß für den Blasierten, den Sucher, den Nichtzubefriedigenden. —

In diesem länglichen und schmalen hohen Panneau dominiert die dunkelgraue, oder hellschwarze Färbung. Die Dame, in enganklebende lichtlose Stoffe modelliert, ist im Begriff fortzugehen. Schon dreht sie uns hochmütig den Rücken; aus dem verhüllenden Gewand sieht als einzig helle zunderfarbige Note der Schuh mit hohem Absatz heraus. Der feine Kopf dreht sich nochmals halb nach uns, fast in dem reichen Bärenkragen verschwimmend, und auf der dunkeln Korallen-Lippe starrt ein Lächeln. Die Hand erhebt sich etwas wie zum Gruß. Ein einziges anderes Licht weilt auf ihr wie per Zufall. So geht sie in den geheimnißvoll verschwindenden Hintergrund hinein — schon ist sie von dessen Schatten beinahe verhüllt. —

Hier hat der Maler die Grenze seiner Kunst erreicht. Das Mittel wird unbegreiflich und entzieht sich unserer Beurteilung. Es ist die höchste Einfachheit und destillierteste Eleganz. Es ist die Verachtung der kleinen freundlichen Augenweiden, der lustigen Farbenkleckse und der braven Pinselvirtuosität. Es ist beinahe vollkommener Gedanke und dennoch sinnlich-lustvoller Reiz. — Einen Schritt weiter und der Unsinn beginnt. —

Genug, genug, genug der Kunst. Ich bin ganz trunken und übermäßig voll davon! Nein unmöglich, kleine geduldige Ducheſſe, unmöglich kann ich Sie heute noch unter die Hämmer der Schmiede Menzels führen, er würde mit seiner deutschen genialen Faust uns ganz tot schlagen. — Kommen Sie hinaus in die irisierenden Töne des Abends, wo in langen Zügen die weißen Glanzhüte der fiacres nach dem bois de Boulogne ziehen. Sie sind alle voll Heiterkeit und Gleichmut, und thronen sympathisch auf ihrem hohen Sitz über den liebenden Paaren, welche sie langsam und philosophisch die endlose Avenue hinauf geleiten; ja man kann sagen, daß sie wirklich Hüter sind der Poesie des modernen Lebens, und daß ohne ihre väterliche und mitfühlende Existenz Paris der holden Zärtlichkeiten sich beinahe entwöhnen müßte. — Sie finden meine Konversation vulgär. Mit recht. Auch ich hasse die wohlfeile Art, natürlich reden oder malen zu wollen, indem man etwas Mist auf die Palette legt. Wahrlich, dieser Naturalismus wird in Bälde unerträglicher und falscher sein, als die idiotischen Ideal-Erfindungen der Biedermänner von gestern. — Sehe ich nicht unter dem purpurnen Rand Ihres leichten Hutes ein lächelndes Mädchenantlitz

sich in grünlich-rosigem Wert gegen den hellen Sand profilieren? — Leicht und unfaßlich — da zerstört es ein brutaler Sonnenstrahl. .

Ist ein Traum nicht ebenso wahr, so reell, so unverleugbar, als diese Bank, auf welcher wir ruhen wollen? -- Ich langweile Sie — O ganz bedeutend. — Ich dachte eine ganze Welt von Ideen herumgerührt zu haben, und siehe da — wenn Sie wollen — werde ich von der andern Seite wieder beginnen und Ihnen das Gegenteil beweisen. . . . . Und jetzt ein Königreich für ein Beefsteak und ein Glas Bier. . . . .

# Wiener Finanz-Barone.

**Von Paul Vasili.**

(Schluß.)

Von Paris kehrte sie nach Wien zurück, wo ihr Mann fast unmittelbar darauf General wurde. Die Wiener Exklusivität war ohnmächtig gegenüber der Gewandtheit und Geschmeidigkeit der edlen Polin, welche in den sprödesten Kreisen der Aristokratie Zutritt erhielt. Nach dem Kriege von 1866 spielte sie zu Gunsten der Verwundeten Komödie und sie beeilte sich dann, sich mit der Fürstin Ludwiga Stadion im Kostüm ihrer Rolle photographieren zu lassen.

Frau von Löwenthal war mit dem Fürsten Felix Schwarzenberg, österreichischem Ministerpräsidenten, auf das engste befreundet. Ihre Stellung an sich war sehr bedeutend und wurde durch ihre Intelligenz noch erhöht; ihre Feinde aber ließen sie bisweilen ihre allzu raschen und allzu glänzenden Erfolge schwer büßen.

Der alte Fürst Schwarzenberg war plötzlich am Schlagfluß gestorben und nun war der Einfluß der Frau von Löwenthal gebrochen.

Indessen, sie hatte ihre beiden, übrigens hübschen Töchter verheiratet: die eine war Gräfin, dann Herzogin Decazes geworden, die andere Gräfin de Gouy.

Als der Schwiegersohn der Frau von Löwenthal, der Herzog Decazes, in Paris zur Macht gelangte, gewann Frau von Löwenthal in Frankreich einen Platz, den sie in Oesterreich verloren hatte.

Sehr innig mit der Baronin und dem Baron Hirsch verbunden, hatte sie sich ihnen ganz zur Verfügung gestellt und ihnen zu einigen Bekanntschaften im Faubourg Saint-Germain verholfen. Herr von Hirsch half ihr dagegen mit seinen Ratschlägen für die Verwaltung ihres Vermögens. Sie ist übrigens in Finanzfragen sehr zu Hause, da sie in engen Beziehungen zu Personen gestanden, die wie Herr Herz große Geschäfte machten.

Es gelang ihr, das Fideikommiß aufheben zu lassen, dem zufolge der Grundbesitz ihres Mannes auf einen andern Zweig der Familie Löwenthal übergegangen wäre. Da die Baronin keinen Sohn hatte, so bedurfte sie einer außerordentlichen Gewandtheit und hoher Protektionen, um zu ihrem Ziel zu gelangen, und dies unter einer Regierung, die lieber Majorate einführt als sie auflöst und die Traditionen der Aristokratie unangetastet zu bewahren strebt.

Ich glaubte lange Zeit, mich ernsthaft über Frau von Löwenthal beklagen zu müssen. Eine Unterhaltung, die kürzlich einer meiner Freunde mit dem alten General von Löwenthal, gegenwärtig der Senior der österreichischen Generäle, hatte, verwandelte meinen Groll in den lebhaften Wunsch, das Unrecht wieder gut zu machen, das einige meiner unschuldigen Bosheiten ihr etwa gethan.

Die beständige und treue Freundschaft von Persönlichkeiten wie Herr von Schmerling, Graf Beust und Graf Taaffe sind übrigens ein wertvolles Zeugniß zu ihren Gunsten.

Ein Finanzmann, der in den Operationen der Regierung häufig eine fast ebenso wichtige Rolle spielt wie Herr von Rothschild, ist der Baron Moritz Wodianer von Kapriora.

Der Baron Wodianer lebt in Wien, aber er besitzt ungeheure Landstrecken in Ungarn. Er ist ein Schlaukopf, der die ersten Plätze in den einflußreichsten Verwaltungen an sich zu reißen verstanden hat. Er ist zugleich Präsident der österreichischen Gesellschaft der Staatsbahnen und Präsident der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Sein Spürsinn als Spekulant ist wunderbar. Die guten Geschäfte wachsen ihm aus dem Boden, als besäße er einen Zauberstab. Sein Vermögen beziffert sich denn auch auf Millionen.

Wenn er auch das Geld maßlos anbetet, so hat er doch auch eine sehr ausgesprochene Schwäche für die hübschen Frauen. Machen Sie nur an einem schönen Winterabend einen Spaziergang am Graben oder am Kohlmarkt. Es wird nicht lange dauern und Sie werden einem ein wenig gebückten und in einen weiten Pelz gehüllten Greis begegnen, der mit glänzenden und lüsternen Augen die bepelzten kleinen Damen mustert Es ist der Baron Wodianer, der als ein nahezu Achtzigjähriger noch auf kleine Abenteuer ausgeht.

Trotz seines hohen Alters ist der Baron unersättlich in seiner Geldgier. Man möchte meinen, die Leidenschaft nach dem Gelde verhundertfache seine Kräfte. Man trifft ihn übrigens bald in Budapest, bald in Paris, bald in London. Er macht diese Reisen gern, weil in Pest wie in Wien, auf dem Boulevard des Italiens wie in Regent Street, Geld zu holen und hübsche Frauen zu sehen sind.

Der Baron Wodianer ist ein Wittwer, er hat von seiner Frau einen Sohn und zwei Töchter. Sein Sohn, Baron Albert, ist eine vollständige Null in Geschäfts- und anderen Sachen, was aber seinen Vater nicht hinderte, aus ihm einen Abgeordneten zum ungarischen Parlament zu machen.

Seine Töchter sind sehr sparsame Damen. Die eine, mit dem Grafen Vincenz Nemes verheiratet — was für diesen als eine Mésalliance gilt — hat keine Geschichte. Die andere, Frau Ida von Guttmann, ist in Wien bekannt, weil sie einen schreienden Kontrast zu ihrer Schwägerin, Frau Sophie von Guttmann, geborene von Laczko bildet. Diese ist eine vortreffliche, mildthätige, leutselige, stets dienstfertige Frau. Nur ist sie nicht von jüdischer Rasse, und in ihren Kreisen ist das ein Fehler. In der Finanzwelt ist sie Frau Guttmann und nicht wohl gelitten; die andere im Gegentheil, Frau Ida von Guttmann, ist wohl angesehen, weil sie zur „israelitischen Aristokratie" gehört; dafür aber besitzt sie von alle dem, was ihre Schwägerin auszeichnet, nichts.

Der Baron Moritz von Königswarter ist seiner Bedeutung nach erst der vierte in der Galerie der Wiener Banquiers. Seine ganze Berühmtheit — wenn hier von Berühmtheit die Rede sein kann — verdankt er seinem verstorbenen Vater Jonas Königswarter, welcher ein Mann voll kaustischen Humors war, der seine Zeitgenossen nicht ernst nahm. Seine stets beißenden Witze kamen im rechten Augenblick und gingen in Wien von Mund zu Mund.

Der Baron von Königswarter hat Millionen von seinem Vater geerbt, doch nicht seinen Witz. Er ist ein kalter, schweigsamer Herr, schwer zugänglich. Seine Einkünfte sind ungeheuer, seine Bedürfnisse gering. Man behauptet sogar, daß er im Durchschnitt nicht zweihundert Gulden monatlich für seine eigne Person ausgiebt. Dem Aeußern nach macht er den Eindruck eines Menschen, der sich eben aus einem langen Starrkrampf erhoben hat und noch nicht ganz wach ist. Seine müden Augen werden halb von den Lidern verschleiert, seine Sprache ist langsam, sein Gang schwerfällig und stockend.

Er ist übrigens ein Banquier, der im Rufe eines vollkommen redlichen Mannes steht. Er ist von makellosem Charakter, spielt nicht auf der Börse und hat sich stets sorgfältig von allen unreinlichen Geschäften fern gehalten. Sein Bankhaus zählt zu den solidesten Wiens.

Die Baronin ist eine geborne von Wertheimstein. Sie ist wegen ihrer großen Güte, ihrer Liebenswürdigkeit und der Heiterkeit ihres Gemüts, die zu der düstern Stimmung ihres Gemahls einen glücklichen Gegensatz bildet, sehr beliebt. Der Freiherr von Königswarter ist der einzige Israelit im Herrenhaus, wo er, wie ich glaube, noch niemals das Wort ergriffen hat.

Der Baron Eduard Todesco hat gleichfalls seinen bestimmten Rang unter den Wiener Finanzgrößen. Er ist auch kein Mann von Geist, nichts weniger als das. Man macht ihm sogar den Vorwurf grober Unwissenheit in Allem, was nicht zum Gebiete der Börse und der Bank gehört. Er war es, der eines Abends bei einem Souper unter Theatergrößen sich schüchtern an das Ohr einer Dame, seiner Nachbarin, wandte, um sie zu fragen: „Wer ist nur jener Shakespeare, von dem hier so viel gesprochen wird? Ich habe den Namen dieses Herrn noch niemals gehört." Seine Unterhaltung ist oft von vollendeter Komik, und dies um so mehr, als er die üble Angewohnheit hat, seine deutsche Sprache mit einer Menge französischer Worte zu vermischen, die er auf die drolligste Weise verstümmelt. Deshalb ist er auch die Zielscheibe für die Wiener illustrierten Blätter, die ihren Lesern auf seine Kosten Spaß machen.

Von diesen kleinen Verkehrtheiten abgesehen, ist der Baron Todesco ein vortrefflicher Mensch, ein geschickter Finanzmann, der auch gern Gutes thut, eine Thätigkeit, bei welcher seine Frau ihn wunderbar unterstützt. Die Baronin ist die personifizierte Wohlthätigkeit, sie besitzt eben so viel Bildung wie Herzensgüte. Die Baronin Sophie Todesco, die in ihrer Jugend eine der Schönheiten Wiens gewesen, ist jetzt eine Dame von imposanter Gestalt und von sehr angenehmem Geiste, welche die Honneurs ihres Salons mit vollkommener Grazie zu machen versteht. In ihrem schönen Palais in der Kärnthnerstraße trifft man alle Spitzen der Kunst und Litteratur. Bauernfeld, der berühmte österreichische Dichter, besucht dieses Haus seit zwanzig Jahren alle Tage. Er gehört zu dem Freundeskreise der Familie.

Der Baron Eduard Todesco hat auch eine Tochter, die mit Herrn Friedrich Uhl, dem Hauptredakteur der amtlichen „Wiener Zeitung" verheiratet ist.

Die hohe Wiener Finanzwelt zählt auch zwei ziemlich leichtlebige Barone zu ihren vornehmsten Mitgliedern: den Baron Victor Erlanger, Bruder des Pariser Erlanger, und den Baron Gustav Springer.

Der erste war 1869 aus Frankfurt gekommen, d. h. zu jener Epoche, wo Wien von einem Spekulationsfieber ergriffen wurde, das an die Zeiten Laws erinnerte. Nachdem er in mehr oder weniger korrekten Unternehmungen, zu welchen man in erster Linie die französisch-österreichische Bank zählen muß, die heute wie manche andre verschwunden ist, einige Millionen realisiert hatte, verschleuderte und verlor der Baron Erlanger nach und nach Alles, was er besaß. Zuletzt fiel er in die Hände der gröbsten Wucherer, so daß er vor einigen Monaten unter Kuratel gestellt werden und auf alle seine Aemter, auch auf das eines panischen Generalkonsuls, verzichten mußte. Im Augenblick, da es am schlimmsten um ihn stand, erhielt Herr von Erlanger das Kommandeurkreuz des Leopoldordens, eine Auszeichnung, die nur Personen von wirklichem Verdienst verliehen wird. Dieser Orden kam zu so ungelegener Stunde, daß sich deshalb in der öffentlichen Meinung eine für die israelitischen Banquiers ungünstige Strömung bildete. Man hört oft sagen, daß der verhängnißvolle Zufall zu dem Beschluß beigetragen hat, mit der Ordensverleihung nicht mehr den Freiherrntitel zu vereinigen.

Was nun den Baron Gustav von Springer betrifft, so war er durchaus nicht so unglücklich, wie jener. Es ist ihm gelungen, mehrere der vor dem Krach erworbenen Millionen zu behalten

und er steht heute an der Spitze des von seinem Vater unter der Firma Max Springer u. Comp. gegründeten Bankhauses. Er ist ein kleiner, dicker, freundlicher Herr, dem es nicht an Witz fehlt; dabei hat er die Allüren eines Lebemannes. Seine frühzeitige Kahlköpfigkeit macht ihm schweren Kummer; er gäbe viel Geld für ein Büschel Haare. Ein leidenschaftlicher Sportsman, hat er sich lange ohne Erfolg an Rennen betheiligt. Letztes Jahr jedoch lächelte ihm das Glück; eines seiner Pferde gewann den großen Preis beim österreichischen Derbyrennen. In einem Anfall von Freigebigkeit, der übrigens bei ihm ziemlich häufig vorkommt, legte er sofort den Betrag des großen Preises in die Hände seines Jockey und machte ihn so mit einem Schlage zum reichen Manne. Fast jeden Tag, wenn der Baron Springer seine Bankgeschäfte beendet hat, und er versteht seine Geschäfte, fährt er in einem mit vier Vollblutpferden bespannten Phaeton hinaus in den Prater.

Seine Frau, eine Tochter des ehemaligen imperialistischen Abgeordneten Max von Königswarter zu Paris, ist bekannt wegen ihres pariserischen Geschmacks und ihrer gewinnenden Anmut. Sie sieht viele Personen bei sich und ist eine reizende Wirtin.

Herr von Wiener ist der einzige unter seinen mächtigen Kollegen, der es nicht zum Baron gebracht hat. Er heißt einfach Ritter Wiener von Welten. Warum? Das fragt man sich, und dies um so mehr, weil er Ehrentitel durchaus nicht verschmäht und sich sogar zu der Stellung eines Generalkonsuls von Portugal herbeigelassen hat.

Herr von Wiener ist Präsident des österreichischen Crédit Mobilier und zählt ohne Zweifel zu den angesehensten Finanzmännern von Wien. Er besitzt ein prachtvolles Haus neben dem Palais des Erzherzogs Ludwig Victor, der es nicht verschmäht, manchmal den Soiréen seines Nachbars beizuwohnen.

Frau von Wiener-Welten hat sehr aristokratische Neigungen. Sie ist ungemein stolz darauf, ihre Töchter mit den Grafen von Seldern und von Razumowski verheiratet zu haben, so stolz, als besäße sie für sich ganz allein die sechszehn Ahnen, die ihre Schwiegersöhne zusammen haben mögen. Der Graf von Razumowski ist seinerseits der Sohn einer Kunstreiterin, die ihrer Zeit ein sehr intimes Verhältniß zum Herzog Ernst von Koburg hatte und die dieser mit einer schönen Mitgift an einen jungen armen Edelmann, den Grafen Razumowski, verheiratete. Der Herzog Ernst hat übrigens als hochherziger Souverän in solcher Weise eine stattliche Anzahl seiner Unterthaninnen verheiratet.

Der Freiherr von Czedik ist ein gewandter Finanzmann, der ein Staatsamt vorgezogen hat. Sehr geschmeidig gegenüber seinen Vorgesetzten, hat sich der Freiherr an seinen Untergebenen für die Prüfungen entschädigt, die seiner Würde auferlegt wurden; nach unten strenge und hart und nach oben geschmeidig und nachgiebig, gelang es ihm, eine erstaunliche Carrière zu machen. Zuerst war er Lieutenant in der Artillerie, darauf kannte ihn ganz Wien als Magister an den Stadtschulen. Durch welchen Zufall wurde er nun Direktor der Handels-Akademie? Später erwies es sich, daß niemand ein besserer Eisenbahn-Verwalter sein könne als er, und er wurde zum Direktor der Westbahn bombardiert. Da nun auch das Parlament die Leuchte seines Geistes nicht entbehren mochte, so machte ihn ein Wahlkreis, von seinen liberalen Theorien gewonnen, zum Abgeordneten. Der Baron setzte sich auf die Linke . . . der Zufall wollte es, daß eben die Linke an der Macht war. Als nun aber das wechselnde Verhängniß die Macht von der Linken zur Rechten hinüberleitete, so sah Herr von Czedik sich genötigt, ein eifriger Adept des Grafen Taaffe zu werden, der denn auch, um die Pein so vieler Wandlungen zu lindern, einen Baron und Generaldirektor der Staats-Eisenbahnen aus ihm machte. Heute findet der Baron, daß sämtliche Bahnen in den Händen des Staates vereinigt sein sollten, und er hat einen Feldzug zu diesem Zweck unternommen. Es leuchtet ein, daß nach der Verstaatlichung der Eisenbahnen eine einfache Direktion nicht mehr ausreichen wird, und daß dann ein Eisenbahn-Ministerium gegründet werden muß Und konnte man dazu einen vollkommeneren Minister finden als den wunderbaren Baron Czedik?

Die hohe Finanzwelt ist natürlich eben so exklusiv und eifersüchtig auf ihre Stellung wie der wirkliche Adel. Sie haben es aus der Geschichte der Frau Ida von Guttmann gesehen. Indessen gibt es auch da Tage der Nachsicht, an welchen Persönlichkeiten aus andern Kreisen als voll angeschaut werden. So geschieht es gegenüber Frau Regina Friedländer, der Witwe des ehemaligen Leiters der „Neuen freien Presse". In früherer Zeit Mitglied des Hofburgtheaters, gelang es dem ehemaligen Fräulein Delia, obgleich sie keine Israelitin ist, in der großen Finanzwelt durch ihre Verheiratung festen Fuß zu fassen und einen der ersten Plätze einzunehmen Ihr ungeheures Vermögen spielt hierbei wohl etwas mit. Frau Friedländer empfängt viel, und die jungen Gesandtschafts-Attachés besuchen fleißig ihre Salons. Sie werden über sie viel Gutes und viel Uebles hören. Die Einen machen aus ihr eine hochmütige, egoistische Person, die Andern bezeichnen sie als eine freundliche, freigebige Großmama. Urteilen Sie selbst.

Ich überlasse Ihnen auch die gefahrvolle Aufgabe, Frau von Hauser geb. Baronin Morpurgo, schätzen zu lernen. Sie und ihre Tochter haben eine Gattung von Schönheit, die man je nach seinem Geschmack kritisiert oder bewundert. Ich erinnere mich, daß wir zu unserer Zeit große Bewunderer der Mutter waren. Wem soll man glauben? In jener israelitischen Finanzwelt steht es manchmal um die Schönheit der Frauen wie um die Redlichkeit der Männer: es ist da Stoff zum Für und Wider. Eines kann man der Familie Hauser, Mutter, Vater und Tochter nicht streitig machen: die Liebenswürdigkeit.

Sie werden sicherlich von Frau Glaser, der Gattin eines großen Börsenhelden, eines von den famosen Gründern des Crédit Mobilier, gehört haben. Ehemals von Einfluß auf den Handelsminister Herrn Banhans, schreibt man Frau Glaser noch einen starken Einfluß auf Herrn Pino,

den gegenwärtigen Handelsminister, zu. Sie gilt für die Egerie der Geschäftsminister.

Frau Josephine Wertheimstein ist die Wittwe eines sehr bekannten und allgemein geachteten Finanzmannes. Sie ist eine der sympathischsten Frauen Wiens, eine Schwester der Baronin Todesco, deren Neigung zur schönen Litteratur und den Künsten sie teilt.

Die durch alle Journale gegangene Erzählung von den Katastrophen, welche jüngsthin die Wiener Bank heimgesucht haben, brachte den Namen Jauner in Verbindung mit einem schrecklichen Gelddrama. Ich habe dabei in Gedanken die schöne Frau Jauner, die Gattin jenes unglücklichen Direktors der Eskompte-Bank, wiedergesehen, der sich den Tod gab, nachdem er das von ihm geleitete Geschäft in so schwere Verluste gebracht hatte. Frau Jauner und ihre beiden Schwestern haben zu den schönsten Frauen Wiens gezählt. Als sie junge Mädchen waren, nannte man sie die „Appetitlichen". Sie werden ohne Zweifel Frau Jauner nicht sehen. Nach vielen Abenteuern, bei denen der schalkhafte Gott die Hauptrolle gespielt, hieß es, daß sie nach China zu einer ihrer Schwestern gehen werde, die dort mit einem Vertreter von Handelsinteressen vermählt ist; sie wolle sich dem peinlichen Interesse entziehen, das sich seit dem Tode ihres Gemahls an ihre Person knüpft.

Diese Familie Jauner scheint von einem unerbittlichen Geschick verfolgt zu sein. Der Vater der Frau Jauner hat sich, um der schmerzlichen Lage zu entrinnen, in welche ihn der Bankrott eines seiner Schwiegersöhne versetzt hatte, den Hals abgeschnitten; die Geschichte des Direktors der Eskompte-Bank ist nicht minder merkwürdig. Jauner, der Direktor des Karltheaters, dann der Kaiserlichen Oper, zuletzt des Ringtheaters, sah sich eines Tages von der hübschen Gallmeyer verflucht, da er so grausam gewesen war, sie nach einer langen Verbindung in dem Augenblick aufzugeben, in welchem die reizende Soubrette dem Theater An der Wien 12000 Gulden Reugeld gezahlt hatte, um ihrem Geliebten ans Karltheater zu folgen. Der Himmel hat den Fluch der Gallmeyer gehört. Bald darauf brannte das Ringtheater nieder, das seinem Direktor ein schweres Geld gekostet hatte. Und jetzt heften noch die Unterschlagungen und der Selbstmord seines Bruders den Ruin und die Unehre an seinen Namen.

Ich will gern von diesen Dramen mich abwenden, und Ihnen von einem Manne sprechen, der mein Freund gewesen ist, der auch Ihr Freund gewesen wäre, von einem Manne, der mit einem lautern, zartfühlenden Herzen einen frischen, stets schlagfertigen, scharfen, aber niemals verletzenden Witz verband. Die ihn gekannt, haben sicher schon erraten, daß ich vom Baron Wilhelm von Henikstein, dem Haupte des gleichnamigen bedeutenden Hauses, sprechen will.

Herr von Henikstein war ein langer, hagerer Greis mit rabenschwarzem Haar, das bis an seinen Tod sich nicht entfärbte, der als Siebenziger mitten im Winter ohne jeden Mantel ausging, in diesem Alter gleich dem unerschrockensten Jüngling ritt, ein galanter Kavalier bei hübschen Frauen und ein fleißiger Gast in allen Salons, die Taschen stets mit Bonbons und Banknoten vollgestopft, die er mit stets gleicher Freigebigkeit verteilte. Obgleich er Tag und Nacht von den ernstesten Geschäften in anspruch genommen war, vergaß er doch nie, an den Geburtstagen seiner Freundinnen, denen er übrigens stets anhänglich blieb, seine Karte und seine Bonbons abzugeben. Ich sah ihn über den Verlust, den er während seiner langen Existenz an einem Hundert Marien, verschiedenen Dutzend Annen und einer Unzahl Theresen erlitten, in aller Aufrichtigkeit schmerzlich betrübt.

Man erkannte ihn von fern an einem Monocle, das nie sein Auge verließ. Seine Magerkeit verlieh seinem Haupte eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Totenkopf, was ihn veranlaßte, zu seiner vertraulichen Korrespondenz Briefköpfe drucken zu lassen, die mit einem ihm außerordentlich ähnlichen Schädel mit Augenkneifer ausgestattet waren.

Der Baron kokettierte gewissermaßen mit dem Tode. Totenköpfe hingen an seiner Uhrkette, waren als Verzierung im Wandgetäfel seines Bureaus angebracht, waren als Knopf an seinen Stöcken und Reitpeitschen zu sehen. Diese Manie war so stark, daß er in seinem Hause ein Kabinet zu einer Trauerkapelle einrichten ließ. Da befand sich alles, was dazu gehört: die schwarzen Behänge, die Wachskerzen, der Katafalk, der offene Sarg. Wenn man ihn zum erstenmale sah, machte er sich das boshafte Vergnügen, den Besucher in seine Totenkapelle zu führen, die Kerzen und die Lampenstöcke anzuzünden und zu zeigen, wie ein Mann von Ordnung alles vorhersehen und zu seinen Lebzeiten anordnen müsse, sogar die Todesanzeigen, die fertig da lagen und in denen nur das Datum des Todes und das der Beerdigung nachzutragen war.

Leider sind diese beiden Daten ausgefüllt worden und es wäre für mich, wenn ich nach Wien zurückkäme, ein schmerzliches Gefühl, dort meinen alten, prächtigen Freund nicht wiederzufinden. Ich bin noch im Besitz seiner Briefe, die ich von Zeit zu Zeit wieder hervorhole und aus welchen ich manches Detail zu dieser Chronik geschöpft habe, zu deren Abfassung Sie mich veranlaßt haben. Der Geist des Barons war von bester Art und seine Korrespondenz ersetzte seinen vertrauten Freunden die heute so sehr verbreiteten indiskreten Witzblätter.

Ich will bei diesen Erinnerungen vergangener Tage und vom Schauplatz entschwundener Persönlichkeiten nicht länger verweilen. Aber wie viel merkwürdige, interessante und keineswegs vulgäre Dinge wären von jenen Persönlichkeiten der früheren haute finance zu erzählen, von jenem Erggelet, dem Kompagnon und Geistespartner des güten Henikstein und vom Baron Eskeles, der ebenso bissig war wie Junius, den jedoch seine ganze Schlauheit nicht vor der Politik Napoleons III. behütete! Dieser ließ die Wechsel aus der Bank des Barons protestieren, um den Wiener Platz im Augenblick, da der Feldzug von 1859 begann, in Verwirrung zu setzen. Der Schlag traf die Baronin Eskeles so hart, daß sie schwor, keine ihrer Töchter mit einem Kaufmann zu verheiraten. Sie hatte sechs Töchter und alle sechs heirateten Militärs oder Beamte. Eine Ironie des Schicksals wollte es nun, daß alle ihre Schwiegersöhne

sich nach einander an den glühenden Kohlen der Börse die Finger verbrannten und dabei ihr Vermögen oder gar das Leben einbüßten, wie der Gemahl der ältesten Tochter, jener unglückliche General von Gablenz, der einer der besten österreichischen Offiziere war und sich wegen Geldverlustes das Leben nahm.

Es wäre noch die so sehr hübsche und graziöse Frau von Schwarz zu nennen, und ihr Schwager, der Graf O'Sullivan, damals belgischer Gesandter, ein eingefleischter Höfling, dem seine stolze Person den Beinamen „Soliman der Prachtliebende" eintrug und dem man mit seinem Kollegen von den Niederlanden, dem Baron von Heeckeren, viel häufiger in den Salons der hohen Finanz als in denen der Diplomatie begegnete.

Aus dieser ehemaligen Bankwelt, aus einem der ältesten Häuser der Hauptstadt, dem Hause Stametz u. Komp. ist ein Mann übrig geblieben, den ich nicht übergehen darf. Es ist der lärmende Heinrich Mayer, Stametz-Mayer, der eigentliche Typus des Geschlechts der Schreier. Er ist eine sehr böse Zunge und man kennt ihn nur unter seinem wenig schmeichelhaften Spitznamen: Lord Lackl. Gegenwärtig lebt er in Frankreich, man sieht ihn häufiger in Nizza oder in Paris als in Wien.

Jeden Abend ging er von einem Theater ins andere, von einem Salon in den andern: jeden Abend wurde seine Anwesenheit durch seine Art einzutreten oder sich zu verabschieden oder durch eine mit lauter Stimme aus dem Parterre hinauf in die erste Loge geführte Unterhaltung gekennzeichnet. Seine Spezialität jedoch war es, sich den Anschein zu geben, als sei er der Liebhaber einer Frau von gutem Ruf. Er verbrachte manchmal lange und langweilige Stunden damit, der Verschwiegenheit eines Hausmeisters das süße Geheimnis anzuvertrauen, daß er um Mitternacht in sein Haus eingetreten sei und es um 5 Uhr Morgens verlassen habe. Er ließ sich auf dem Lande in eine Gartenlaube bringen, befahl, ihn nach Mitternacht nicht mehr zu erwarten und machte sich um neun Uhr wieder davon.

Herr Heinrich Mayer wurde schließlich so sehr verhaßt, daß er die bête noire von Wien wurde und daß sämtliche Banquiers sich gegen ihn verbanden und so seine Geschäftslage unmöglich machten. Er mußte sein Haus liquidieren und man sieht ihn selten in der österreichischen Hauptstadt. So war er schon einmal untergetaucht, bis eine gewisse Geschichte, die mit dem Kontakt einer Hand und einer Backe endete, vergessen war. Herr Mayer war der Mann, der eines Tages Frau Wolter 10,000 Gulden für einen Kuß auf den Saum ihres Kleides anbot. Frau Wolter ließ ihn das Geld zahlen, nahm es in Empfang, faßte ihn an der Hand, führte ihn in ihr Zimmer, zeigte ihm da ein Dutzend Kleider auf den Ständern und sagte zu ihm: „Wählen Sie, Herr Mayer, und küssen Sie den Saum des Kleides, das Ihnen am besten gefällt."

# Unsere ästhetische Empfindlichkeit als Ausdruck des Verfalls unseres Geschmacks.

Von Oskar Welten.

Der Verfall des Geschmacks, welcher stets Hand in Hand geht mit dem Verfall einer Kunst selbst, tritt in zwei Gestalten auf: entweder als Verwilderung oder als Entnervung. Die Verwilderung des Geschmackes offenbart sich in der Sucht nach dem Gemeinen in Inhalt und Ausdruck und stößt den feinfühligen, gesunden Menschen durch die Uebertreibung des in der Natur gegebenen ab. Uebertreibung ist immer ein Beweis der Unfähigkeit, naturwahr wirksam zu gestalten und die in der Natur urwüchsig sich äußernde Kraft zu empfinden. Dazu tritt aber beim Künstler noch die Absicht, verrohend und unsittlich zu wirken, die gemeinen und schlechten Instinkte der Menge eben durch diese Uebertreibung aufzureizen und — zu befriedigen. Die deutsche Litteratur hat nicht minder wie andere Weltlitteraturen solche Epochen des Verfalls in Gestalt der Geschmacksverwilderung, und insbesondere die Zeit der Hoffmannswaldau und Lohenstein, welche der klassischen Epoche ein Jahrhundert voraufging, muß als solche namhaft gemacht werden. Haarsträubendste Unnatur in Abschilderung des Schönen wie des Häßlichen, des Gemeinen wie des Erhabenen war das ästhetische Kainszeichen jener Epoche, — die Unnatur der Uebertreibung.

Dieser Unnatur der Uebertreibung steht nun die Unnatur der Abschwächung als Ausdruck des Verfalls unseres modernen Geschmacks gegenüber: dem Verfall der Verwilderung der Verfall der Entnervung. Während die Dichter jener Zeit sich in bezug auf Stoff und Ausdruck gar nicht genug thun konnten an Gräueln, Scheußlichkeiten und erotischen Ausschreitungen, um dem abgestumpften und verrohten Geschmacke ihres Publikums zu genügen, können die modernen Autoren gar nicht ängstlich genug sein in der Wahl der Stoffe, in der Vermeidung urwüchsiger, schlagender Ausdrücke, Bilder und Vergleiche, in der Bemäntelung oder nur versteckten Darstellung sittlicher oder sozialer Konflikte, in der Milderung und Verwässerung wuchtiger, erschütternder Handlungen und Situationen. Denn unsere ästhetische Empfindlichkeit oder Wehleidigkeit schreit auf bei jedem Wort, das einen derben Begriff kernig wiedergibt, bei jedem Bild oder Gleichnis, das einen Gedanken naturwahr und kräftig veranschaulicht. Und wer vollends es wagt, unserer Zeit den Spiegel vorzuhalten, tiefer hineinzugreifen in die mannigfaltigen Konflikte unseres gesellschaftlichen, ehelichen, religiösen und Familienlebens, und dieselben zu schildern, wie sie wirklich

sind, mit rücksichtsloser Kraft in ihrer allgemeinen Wahrheit, der kann des heftigen Widerspruches der Kritik gewiß sein und nur wie nach verbotenen Früchten wird man nach seinen Büchern greifen.

Und vollends auf der modernen Bühne sind kräftige Stücke ganz undenkbar, die Theaterdirektoren bekreuzigen sich davor und das Publikum würde unzweifelhaft dagegen einmütigen Einspruch erheben. Denn ebenso wenig und noch weniger als den kräftigen wahren Ausdruck wollen wir die in solchen Werken laut werdende, kräftige wahre Mahnung von der Bühne herab hören, doch nicht vielleicht im Bewußtsein, daß es eben die Wahrheit ist, gegen die wir uns auflehnen, sondern vielmehr aus ästhetischer Empfindlichkeit, welche sich durch die in der Wahrheit steckende Kraft unangenehm aufgerüttelt, peinlich berührt, in ihrem entnervten Schönheitsgefühl beleidigt, verletzt fühlt.

Die schöngeistige Dame, welche das Taschentuch vor die Nase hielt und sich entrüstet abwandte von dem Bilde eines berühmten Landschaftsmalers, das eine Bauernwirtschaft darstellt und neben dem Kuhstall auch für den Düngerhaufen — diesen unentbehrlichen und charakteristischen Bestandteil einer solchen Wirtschaft — Raum hat, — existiert nicht nur in der Anekdote, wir finden sie in hunderten und tausenden von Exemplaren, und einen andern Zug von ästhetischer Wehleidigkeit hatte ich jüngst selbst zu beobachten Gelegenheit. Ein mir befreundetes Fräulein blätterte in einer illustrierten Zeitschrift und stieß das Blatt plötzlich mit dem Ausdruck peinlicher Betroffenheit von sich. „Wie grausam!“ rief sie, „wie kann man nur so etwas darstellen!“ Ich war sehr überrascht, diese Miene, diesen Ausruf gelegentlich der Betrachtung eines Blattes wahrzunehmen, welches sehr besorgt ist, in Text und Bild dem verweichlichtesten Geschmacke rechnung zu tragen, und sah mir nun den angeklagten Holzschnitt näher an. Derselbe stellte den waldigen Rand eines Flußufers dar. Ein Baum streckt sein Geäst über das Wasser und im Wasser selbst schwimmt ein Vogelnest mit halbflüggen Jungen, ratlos umflattert von dem besorgten Elternpaar. Eines der Jungen aber ist aus dem Nest gefallen und wird von der Flut fortgerissen. Der Künstler hatte trefflich beobachtet und ein Werk geschaffen, das rührend und herzbewegend eine Katastrophe aus der Vogelwelt darstellte und gewissermaßen die Lehre predigt: Vöglein, baut Eure Nester nicht über dem Wasser, denn das Unglück, das Euch da treffen kann, ist nur ein selbstverschuldetes: eine Lehre, die mutatis mutandis auch wir Menschen beherzigen können. — Der verweichlichte Sinn des Fräuleins aber wies das Bild von sich, weil es sich „peinlich“ dadurch berührt fühlte und natürlich nicht die Kraft und den Mut besaß, über diese peinliche Empfindung hinaus dem Künstler nachzufühlen und nachzudenken.

Diese Beispiele aus der bildenden Kunst aber, welche ich hier angeführt, besagen noch gar nichts gegen die übertriebene Empfindlichkeit unseres Geschmacks auf poetischem Gebiet. Denn die bildende Kunst hat sich nach Kräften und mit der ihr eigenen Rücksichtslosigkeit des Selbsterhaltungstriebes gegen die Entnervung des Geschmacks aufgelehnt und konnte es auch umsomehr thun, als das gemalte Bild, das Werk der Plastik, der Phantasie körperliche Grenzen zieht, während alles durch das Wort veranschaulichte der Phantasie je nach der Individualität und dem Temperament des Lesers freiesten Spielraum läßt. Ein entnervter Geschmack aber steht immer mit einer krankhaft ausschreitenden Phantasie im Bunde und darum sträubt er sich gegen vollkräftige Darstellung und gegen vollkräftigen, energischen Inhalt und sucht seine Befriedigung in kraftloser Mache und süßlicher Schönfärberei, welche alles Herbe und Entschiedene seiner Vorstellungswelt ferne hält und der Neigung für ästhetischen, lauen Sinnenkitzel Vorschub leistet.

Dies in Beispielen zu erweisen, ist eine Pflicht, deren ich mich enthoben glaube angesichts der Beschaffenheit unserer schönen Litteratur und der Lieblings-Autoren des deutschen Volkes, welche sich alle durch Ueberschuß an Kraft ebensowenig wie durch den Mut, soziale Probleme aufzugreifen, auszeichnen, wohl aber fast ausnahmslos so schreiben, daß ihre Romane und Novellen, auch abgesehen von der Vermeidung der geschlechtlichen Sphäre, in den bestgehüteten Familienblättern jahraus, jahrein erscheinen können. Die männlichen und weiblichen Marlitts in modernem Kleid oder in historischen Gewändern beherrschen unseren Geschmack wie unseren litterarischen Markt. Und damit ist alles gesagt. Andere vornehme Autoren aber, deren die bessere Kritik jederzeit rühmlich erwähnung thut, weil sie den Mut der künstlerischen Wahrheit haben, sind nicht nur sehr gering in der Zahl, sie zählen auch für den großen Leserkreis gar nicht mit.

Und doch möchte ich für die Entnervung und den daraus hervorgehenden Verfall unseres Geschmacks einen besonders treffenden Beweis liefern, gegen welchen ein Einspruch durchaus unmöglich ist. Dieser Beweis ist aber so bedeutsam und liegt gleichzeitig so nahe, er zeigt überdies auch die Wege auf, auf welchen wir einzig zu einer Wiedergeburt unserer Litteratur und unseres Geschmackes gelangen können, daß ich ihn gar nicht schuldig bleiben darf.

Bekanntlich bedeutete der Anbruch der klassischen Epoche unserer Litteratur, das Auftreten Lessings, Göthes und Schillers, die Wiederkehr zur Natur und zu naturwahrer Gestaltung künstlerischer Werke, nachdem wir lange genug in klüglichem, hohlem Formalismus und süßlicher Verlogenheit gesteckt hatten.

Das Geschrei, welches in ästhetischen Zopfkreisen gegen das „wüste“ Treiben dieser Heroen unserer Dichtung und Kritik damals erhoben wurde, welche sich besonnen hatten, daß die deutsche Sprache eine urkräftige ist und daß kräftige, gewaltige Gedanken und Gefühle nur in einer kräftigen Sprache geäußert werden können, wurde damals ebenso laut erhoben, wie es jetzt gegen diejenigen erhoben wird, welche ähnlichen Erwägungen in kritischen Erörterungen des Schönheitsbegriffes Ausdruck geben, und in Werken, welche Naturwahrheit anstreben. Doch damals verstummte das Geschrei allmälich angesichts der großartigen Schöpfungen dieser Heroen, der herabgekommene Geschmack wagte die geniale Urkraft, die sich rücksichtslos in diesen Werken offenbarte, auch dort zu bewundern, wo sie als Derbheit

oder sogar als „Cynismus" auftrat, wie der landläufige falsche Ausdruck lautet. Auch Shakespeare, von Lessing als Geistestitan gepriesen, kam immer mehr auf unseren Bühnen zu Wort, und wir begriffen, daß schön etwas ganz anderes bedeutet, als süßlich, schwächlich, lüstern und geleckt, als empfindsam und rührselig, als überspannt und verlogen. Und aus diesen neuen ästhetischen Anschauungen heraus wuchsen neue kräftige Stämme in unserem Dichterwald empor, die Kleist und Grabbe, die Hebbel und Grillparzer, um nur die hervorragendsten zu nennen. Doch der Rückschlag folgte nur zu bald, die ästhetische Reaktion gelangte neuerdings zur Herrschaft, und sie äußerte sich in erster Linie von der Bühne herab durch ästhetische Säuberung der Dramen unserer Klassiker und des großen Shakespeare von allem, was dem sogenannten „geläuterten Geschmack" als nicht ganz wohlanständig, als zu derb, als zu frei erschien. Der ohnedies das dichterische Schaffen schwer schädigenden politischen Zensur gesellte sich eine sittliche und eine, selbst die Gefahr der Lächerlichkeit nicht scheuende, ästhetische Zensur. Und sie wurde mit jener Unverfrorenheit geübt, welche die geistige Unzulänglichkeit stets dort auszeichnet, wo sie mit Machtvollkommenheiten ausgerüstet ist. Von den Hoftheater-Intendanzen als den amtierenden Wächtern der „guten Sitte" ausgehend, zog sie immer weitere Kreise und schließlich durfte jeder Stadtrat und Bürgermeister in den kleinsten Flecken seinen Rotstift an unseren klassischen Meisterwerken reiben.*) Das warnende Beispiel dieser ästhetischen Lynchjustiz, an denen geübt, zu welchen wir emporzublicken gewohnt waren, wirkte aber schließlich auf den allgemeinen Geschmack und so ward die geleckte Aesthetik verwässerter, kraftloser, poetischer Bettelsuppenlitteratur geschaffen, an der wir heute noch unsere Freude und unser Wohlgefallen haben. Die Verpönung des kräftigen Wortes, des starken Bildes, des gewaltigen Gedankens, von Individuen ausgehend, welche fast ausnahmslos geistig aus dem Geschlechte des Schiller'schen Hofmarschalls von Kalb abstammten, also durchaus nicht berufen waren, in ästhetischen Dingen mitzureden, geschweige denn das entscheidende Wort zu führen, ward zum Credo des guten, des „geläuterten Geschmacks", und unsere ästhetische Empfindlichkeit, unsere Entnervung, unsere Schwächlichkeit ward auf diese Weise als eine besondere Tugend gepflegt, als feines Empfindungsvermögen gefeiert, bewundert und natürlich nun auch künstlerisch übertrieben und affektiert zur Schau gestellt. Wie ungeheuer viel hiezu der politische Verfall Deutschlands, die Kleinstaaterei mit ihren Höfen und Höfchen, mit ihrem Ueberwuchern des Zeremoniells und ihrer inneren sittlichen Fäulnis beigetragen hat, geht aus dem Gesagten hervor. Was aber noch nicht daraus hervorgeht, das ist, daß wir unseren Klassikern auch heute noch mit dem ästhetischen Rotstift zu Leibe gehen und dies vollkommen berechtigt finden. Weit entfernt davon, die logisch und psychologisch wohl überlegte und begründete Urwüchsigkeit in Sprache und Gedanken unserer Dichterheroen zu bewundern, sehen wir darin nur Ausschreitungen gegen den eigentlich guten Geschmack und deuten dieselbe unseren Dichtern als übermütige Lust am Gemeinen und Zotenhaften, etwa wie grünen Jungen, welche derbe Worte sinnlos gebrauchen, blos weil sie ihnen als unanständig verboten worden sind. Und wenn heute hie und da auf unseren Privattheatern klassische Stücke, minder ängstlich gelyncht, aufgeführt werden, dann sehe man nur bei irgendwie kräftigen Stellen die einfältig lächelnden Gesichter und das läppische Achselzucken, Nasenrümpfen und Einander-Zuwinken unserer wohlanständigen Herrchen und Dämchen im Parket und in den Logen, womit sie besagen wollen, wie ungehörig sie letztere eigentlich finden, daß sie aber nachsichtig genug seien, einem Göthe und Schiller- und Shakespeare dergleichen Ungezogenheiten zu verzeihen. Und das sind dieselben Herrchen und Dämchen, welche die unter glatten Scherzen versteckte Gesinnungsroheit und hinter pikant-geistreichelndem oder auch prüde-salbungsvollem Dialog lauernde Unsittlichkeit französischer und deutscher „Lustspieldichter" ganz entzückend finden.

Diese schiefe Stellung aber, welche wir gegen unsere Klassiker einnehmen, darf wohl als schlagendster und beschämendster Beweis des Verfalls unseres Geschmacks, unserer Litteratur in der Form der Entnervung und Abschwächung geltend gemacht werden. Und so lange wir nicht die sogenannten Ausschreitungen jener Dichterheroen in ihrer wahren ästhetischen Bedeutung und in ihrer Schönheits-Berechtigung zu würdigen vermögen, so lange ist von einer Wiedergeburt unserer Litteratur keine Rede, kann davon keine Rede sein. Solange wird jeder aufstrebende, nach Naturwahrheit ringende Dichter, welcher es wagt, sich seine Grenzen stofflich weiterzuziehen, als dies jetzt der Fall sein darf, und welcher sich in diese Stoffe ganz versenkt, welcher hinabsteigt in die Abgründe des Menschenherzens und den ganzen gewaltigen Reichtum unserer Sprache in den erhabenen Dienst seiner Kunst stellt: ein Dichter, welcher uns erschüttert bis ins Mark unseres Lebens durch die mächtige Kraft seiner Begabung, ganz einfach eine Unmöglichkeit sein: er wird vergebens nach Anerkennung ringen, wie seiner Zeit ein Kleist und ein Grabbe, der minder Schöpferischen, aber ähnlich begabten, nicht zu gedenken. Denn der Fluch der „Epigonenschaft" wird sich noch dem herrschen entnervten Geschmack beigesellen, Neid und Scheelsucht dazu treten, um ihm Geltung zu versagen. Gerade seine geniale Kraft wird man als Anklage gegen ihn erheben und ihn verdammen als verspäteten Nachahmer der „Fehler und Verirrungen" unserer Klassiker. Und darum ist keine Rettung für unsere Litteratur aus dem lähmenden Zwange der modernen Aesthetik als die volle Rehabili-

*) Als Gegensatz hiezu dürfte die Thatsache interessieren, daß die Genossenschaft dramatischer Autoren in Paris durch ihre Agenten strenge darüber wachen läßt, daß die Aufführungen klassischer französischer Stücke an den Provinzbühnen Frankreichs in möglichst würdiger Weise stattfinden und insbesondere der Text unverstümmelt in seinem Originalwortlaute dem Publikum zu Gehör gebracht wird.

tation — ein deutsches Wort fehlt mir hier, das den Gedanken genau ausdrückte — unserer Klassiker, deren Ansehen in unverantwortlicher, ja frivoler Weise geschmälert wird durch die Willkür, mit welcher man an ihren unsterblichen und künstlerisch gewiß bis auf das letzte I-Pünktchen wohlüberlegten Werken „im Dienste der Schönheit, Sittlichkeit und Wohlanständigkeit" die sinnlosesten, brutalsten Verstümmelungen vorzunehmen sich erdreistet. Denn nur so kann für die Dichter der Zukunft ästhetisch der Boden gewonnen werden, auf dem sie zu gedeihen vermögen, nur so kann Göthes herrliches Wort: „Dem Talente freie Bahn!" im bedeutsamsten Sinne zur That werden. Der Weg ist also gewiesen, und falls nicht alle Anzeichen trügen, kommt, wenn auch vorerst nur in engeren Kreisen, die Erkenntnis zur Geltung, daß unsere ästhetische Empfindlichkeit, welche selbst an unseren Klassikern Anstoß nimmt, weit entfernt, ein Beweis unseres feinen Schönheitsgefühls zu sein, vielmehr ein Beweis unserer seelischen Schwäche und Entnervtheit ist, welche die Unfähigkeit erzeugt, das wirklich und gewaltig Schöne, das ursprünglicher, titanischer Schöpfungskraft sein Dasein verdankt, zu genießen, zu ertragen: die Erkenntnis, daß wir vor allem nach jener Kraft und Gesundheit der Seele und des Gemütes ringen müssen, welche ebenso unentbehrlich ist für den Genuß und die Würdigung des geistig Schönen, wie die Gesundheit und Kraft des Leibes für physische Genüsse, vor welchen der Kranke zurückschreckt, weil er sich zu schwach für sie fühlt. Diese Erkenntnis aber muß eine allgemeine werden.

# Die lyrische Dichtung in der Schweiz von Haller bis auf die Gegenwart.

Von Johannes Hackert.

(Schluß.)

Gleich großartig ist die Feueridylle. Idylle, ohne idyllisch zu sein, insofern nämlich, als man unter Idylle ein einfaches — übertrieben einfaches — Bildchen aus den bescheidenen Sphären des Land- und Familienlebens versteht. Bei Keller geht es hitziger her, obgleich die Handlung viel einfacher ist, als in vielen Idyllen: über Nacht brennt ein Bauernhof nieder. Was macht aber Keller aus diesem Brand?

Feuerlärm mitten in der Nacht. Angstvoll stürzt jedermann ans Fenster.

Der erste Blick: ist es in unserm Haus?
Der zweite mindert schon den Schreck und Graus,
Wenn weit, o weit die wunderschöne Glut
Behaglich dort am fernen Himmel ruht.

Nun strömt der Neugier Bächlein ungehemmt. Alles zieht hinaus, eilig und überstürzt, denn der ehrliche Philister hat Angst, der Spaß könne aus sein, bevor er draußen anlange. Auch der Poet „watschelt" mit. Klaren Blickes erkennt er sogleich die Situation:

Es ist die allerschönste Maiennacht,
Von Gold durchwirkt, tiefblau der Himmel lacht.
Eng zwischen Gärten voller Frühlingsflor
Klimmt der Poet zur Feuerstätt empor.

Da sitzt der helle Geist auf seinem Raub
Und macht den morschen Kram zu Asch' und Staub
Umsonst belästigt ihn der Menschenschwarm,
Er weht ihn ruhig ab mit glühem Arm.

Der große Bauernhof steht in hellen Flammen, verzweifelt starrt der Bauer in die Glut; die Leutchen, die herzugelaufen, sehen schadenfroh zu. Eine hohe Schicht Reisigholz brennt zusammen, und alte Weiber, denen der Geizhals letzten Winter jedes Almosen versagt, wärmen lächelnd die runzligen Hände daran. Der wilde Feuerregen sprüht seine glühenden Tropfen über das ganze Gehöft, Scheune und Ställe, Wagen, Vieh und Pflug, alles geht darauf. Leider brennt auch manches Schwalbennest mit und ein Apfelbaum, der in voller Blüthe steht,

schaut, verklärt vom blutigroten Schein,
Verwundert auf den wilden Brand herein.

Es ist als ob der helle Glanz ihn freut',
Weil Blütenblätter in die Glut er streut;
Er atmet ein des Feuers heißen Hauch,
Um seine Krone spielend zieht der Rauch.

Da plötzlich langt herüber aus dem Brand
In seine Aeste tief die Flammenhand:
Zu Kohlen brennt der schöne Blütentraum —
Hier ist ein dichterlicher Lebenstraum!

Schonungslos deckt der Feuergeist den Geiz, die Habsucht und Spitzbübereien auf, die unter diesem Dach so lange in ungestörter Sicherheit saßen. Der geizige Lump verlangt schreiend nach seinem dicken Schuldbuch. Ein Kerl wagt sein Leben daran, es zu retten,

Und gierig stürzt der Mann sich auf das Buch
Und — wirft es weg mit einem derben Fluch,
Sein dickes Schuldnerbuch hatt' er gemeint,
Nun liegt — — die Bibel vor dem guten Freund.

So ist die Welt! Abends wenn der alte Knauser vor seiner Bibel saß und die Geschichte vom Kamele, vom Nadelöhr und dem Paradiese gelesen, da mochte ihm sein knuspriges Herz wohl aufgehen! Gar manchen Bettler hatte er mit Bibelsprüchen salbungsvoll abgespeist, hoch und feierlich beteuernd, daß die Bibel sein Hausschatz und Trost sei. Nun liegt sie zertreten und halbverbrannt im Kot. Niemand frägt ihr nach und der Alte scheint vergessen zu haben, wie oft er sich gütlich an ihr gethan!

Und so müssen Unschuldige mit sterben. Der Dichter gedenkt des Weins, des goldenen Sonnensohnes, der im Keller in den eichenen Tonnen seufzt und nun, ein unterdrückter Geist, unter den Trümmern des alten Sünderhauses seine feurige Seele aushauchen soll. Er gedenkt des abgeschiedenen Stübchens, das die Töchter des Hauses zum „stillen Allerheiligsten" geweiht. Der uralte Schrein verbrennt und mit ihm all' die unzähligen Liebespfänder, Kettchen, Bänder und Herzlein. Am Fenster, das hinter den Gelbveiglein, Nelken und Rosen ganz verschwindet, das manchem Liebeslied heimlich zugehört und das daran gewöhnt war Nachts leise aufzugehen und ganze Sommernächte geöffnet zu stehen, lehnt eine Leiter. Schon manchmal war hier eine Leiter angelegt, um die Liebeswarte zu erstürmen. Ob das Rosengitter wohl immer ernsthaften Widerstand geleistet, gehört zu den Geheimnissen, in die sich selbst Dichter nicht gerne eindrängen. Jetzt klettert ein Schwarm schwarzer Männer hinauf;

Im roten Mantel stürmet in die Thür,
Ein Freiersmann mit flammenden Panier.

Und vor ihm fährt ein Knäuel, wirr und kraus,
Erschreckter Liebesgötter fliehend aus;
Das flattert irrend in der Frühlingsluft,
Verfliegend wie verbrannter Ambraduft.

Das ganze Fenstergärtlein stürzt herab
Und findet in der Glut sein feurig Grab;
Ob all' die stille, schöne Liebeswelt
Wohl rettungslos zugleich in Asche fällt?

Auch eines elenden Totenkranzes gedenkt der Dichter, er mag eine Erinnerung an irgend einen frühverstorbenen Sohn sein. Verlassen liegt er am Boden, und der Maitau fällt auf die welken Blätter, und die blassen Bänder bewegen sich träumerisch im Morgenwind. Aber so dürr der Kranz auch sein mag, er wird sorgsam aufgehoben und bewahrt; im neuen Hause wird er einen Platz finden, bis daß alle Blätter abgefallen und die Erinnerung an den Toten verwischt ist.

Der Brand ist aus. Die „Himmelsrose" geht auf und beleuchtet den schwarzen Schutthaufen.

Verschwunden ist das morsche Werk der Hand!
Woran der Mensch die kalten Hände legt
Und was er diebisch scheu zusammenträgt:
Hin ist nun Alles, was nach Richt' und Maß
Gefügt, gebunden aufeinander saß.

Doch ihr erglänzet mir unwandelbar,
Ihr Morgenlande, wonniglich und klar!
Ihr Berg und Thäler voller Knospendrang,
Voll Quellenrauschen und voll Frühlingssang!

O Ueberfülle, die zum Lichte schwillt,
O Blütenwirbel, der da überquillt
Und überwuchert, wo die Sünderhand
Ihr Maß will legen auf das reiche Land.

Das ist die Nachhut, die den Rücken deckt:
D'rum auf zum Werke, Menschheit, unerschreckt!
Bau' auf, reiß' nieder und bau' wieder auf:
Das Jahr geht immer seinen Segenslauf.

Und wie Keller seinen Dichtungen den Stempel des Großartigen kraftvoll aufzudrücken weiß, so bemüht er sich auch, sie in ein eisernes Gewand zu kleiden. Die Gedrungenheit der äußeren Form ist dem Inhalt immer entsprechend. Mannhaft ist Keller immer, selbst da, wo er zur Guitarre Ständchen in der lauen Sommernacht singt. Mit seinem Landsmann Meyer teilt er das Talent, durch die einfachsten Mittel zu der ergreifendsten Wirkung zu gelangen. „Lebendig begraben" und die „Feueridylle" sind, wie Meyers „Huttens letzte Tage" und „Engelberg", in den anspruchslosesten Jamben geschrieben und ohne jeden Reimluxus. Das bescheidene Kleid läßt indessen die schönen Gedanken zu vollster Geltung kommen, und in den geraden Geleisen des Jambus schreiten wir ruhiger dahin, als in dem Reimlabyrinth jeder andern Strophe.

# Münchener Kunst-Chronik.

Von Hans Frank.

## Das Theater.

Was an kritischen Dilettanten-Faseleien im Papierkorb der Redaktion abgelagert wird, ist unsagbar. Am Theater glaubt sich jeder reiben und den Ueberschuß seiner Nörgelsucht loswerden zu können. Und die Hoftheater insonderheit sind extra dazu da, daß die zukünftigen Dingelstedt und Laube — billiger geht's nicht bei den bescheidenen Leuten! — ihren übermächtigen kritischen Verstand daran erproben. Tritt bei den eingearteten Münchener Verhältnissen durch die sogenannten Separatvorstellungen eine Pause zu ungewohnter Zeit ein, dann gibt sich erst die Stegreif-Kritik pleine carrière. Heisa hop!

Da kommt z. B. Einer und will an der Statistik der Aufführungen des vergangenen Jahres nachweisen, daß das Hoftheater die Klassiker zu wenig berücksichtige!

Nun waren unter den 92 Stücken, welche im Jahre 1884 gegeben wurden, nicht weniger als 30 Stücke von Schiller, Göthe, Lessing, Shakespeare, Calderon, Molière und Moreto!

Insonderheit zu wenig Shakespeare! — wieder ein Anderer an der Hand der gebenedeiten Statistik. Der Mann will alljährlich eigentlich den ganzen Shakespeare. Die Unsinnigkeit dieser Forderung sieht der Gute nicht ein. Einmal wäre die Arbeitslast durch die Proben u. s. w. für ein Theater mit einfachem Personal gar nicht zu bewältigen. Sodann hat das Theater der Bier- und Vereinsmeier-Metropole nur ein kleines Publikum, das fortwährend nach Abwechselung im Repertoire verlangt. Zudem haben wir in München kein finanziell reiches Theater. Der staatliche Zuschuß ist nicht größer, als an mittleren Hoftheatern wie Braunschweig, Karlsruhe oder Schwerin. Kommt in der Saison ein klassisches Stück zum erstenmal daran, so ist das Haus voll, beim zweitenmal ist es schon durchschnittlich schlecht besucht. Um aber ohne Defizit bestehen zu können, wäre eine tägliche Einnahme von dreitausend Mark nötig. Da ist die Rechnung mit den verehrten Klassikern leicht gemacht! Es fehlt die frische, beharrliche Teilnahme des Publikums.

Dazu kommt noch etwas anderes. Manches klassische Stück muß einige Jahre liegen bleiben, weil es an einem geeigneten Darsteller für die eine oder andere Hauptrolle fehlt.

Und Possart ist immer auf Reisen! ruft da ein dritter Stegreifkritikus. Und warum? Als Antwort gibt der kluge Mann die Albernheit zum besten: Weil Possart, seit er seine Direktorstelle verloren hat, einfach fort muß, um in seinem nie rastenden Künstlerdrang auswärts diese oder jene große Rolle zu spielen, die er daheim nicht haben kann. Unglaublich: Possart muß seine tragische Bühne in Moskau, Odessa und andern Orten des heiligen Rußlands suchen, um sich schöpferisch ausleben zu können!

Bare Faseleien, nichts weiter. Möglich, daß der aktive Direktor Possart für den Künstler Possart manches thun mochte, was ihm heute nicht mehr so bequem gelingt, aber seine Wanderlust hat gewiß ganz andere Gründe: in erster Linie den, seinen internationalen Ruhm aufzufrischen und Geld, viel Geld, rasend viel Geld zu verdienen. Possart hat es bekanntlich zur Bedingung seines Verbleibens an der hiesigen Hofbühne gemacht, daß sein kontraktlicher Urlaub von sechs auf zehn Wochen verlängert werde.

Das Münchener Hoftheater zahlt nicht annähernd Gagen wie die Theater in Wien, Berlin, Dresden, Frankfurt oder Hamburg.

Wenn man nun berechnet, daß eine so eminente Kraft wie Possart als Regisseur und Darsteller (als Direktor nehmen wir ihn seiner vielen Mucken wegen, die mit der Kunst als solcher nichts zu thun haben, aus) jährlich zehn Wochen auswärts dem Ruhm- und Gelderwerb nachjagt, daß die königlichen Separatvorstellungen jährlich 6—8 Wochen voll in anspruch nehmen, endlich daß das Hoftheater im vorigen Jahre wegen baulicher Veränderungen sechs Wochen Ferien hatte, so wird jeder Einsichtige zugeben müssen, daß das klassische Repertoire sich immer noch auf einer achtunggebietenden Höhe hinsichtlich der Zahl und künstlerischen Darbietung der Stücke gehalten hat.

Nun kommt ein vierter Stegreif-Kritikus: Das Residenztheater, à la bonheur, da gibts wieder eine planvolle Kunstpflege im modernen Salonlustspiel, da blüht's und glänzt's, seit wir zwei so hervorragende Kräfte wie Hr. Keppler und Fräulein Heese unser nennen! Vortreffliche Regie, musterhaftes Ensemble, dankbares Publikum! Aber auch hier läßt das Repertoire manchmal zu wünschen übrig: zuviel Benedix, zuwenig Novitäten! Und so weiter mit Grazie.

Jawohl, der brave Benedix! Aber der gute Kritikus weiß nicht, wie oft der Obermaschinenmeister mit der Erklärung vor den Schauspielern erscheint: Meine Herren, neben der und der Oper kann im Residenztheater nur ein ganz einfaches Stück gegeben werden, möglichst ohne Dekorationswechsel! — Hilf, schlichter Benedix!

Und so kommt ein Fünfter und Sechster mit ellenlangen kritischen Auslassungen und luftigen Besserungsvorschlägen. Marsch in den Papierkorb damit! — (Forts. folgt.)

**Nachschrift der Redaktion.** Der Bericht über die letzten drei Wochenausstellungen des Kunstvereines, sowie über die Neuigkeiten im Gärtnertheater mußte Raummangels wegen für die nächste Nummer zurückgestellt werden.

# Der Jude von Cäsarea.

**Nachgelassener Roman von Martin Schleich.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Damit breitete sie die Arme aus und ehe sich's der Ascet versehen konnte, barg sie ihr Gesicht in den Falten seines härenen Kittels.

Der Teufel, der Teufel! Außer diesem leisen Gemurmel vermochte Marcian nichts über die Lippen zu bringen.

Mit Deinem ewigen Teufel, sagte Zoë, indem sie ihn losließ. An Abrahams Stelle, glaube ich, hättest Du auch die drei Engel zurückgewiesen. Leg' doch diese finstere Traurigkeit ab. Ich sage Dir: Du bist schön vor allen Menschenkindern, Anmut ist ausgebreitet über Deine Lippen. Gürte Dein Schwert um und schmücke Dich, Du Held! Du wirst siegreich sein und große Thaten wird Deine Rechte vollbringen.

Diese Stelle kenne ich wohl, sagte Marcian erfreut. Aber sie paßt doch wahrhaftig nicht auf mich, fügte er abwinkend hinzu.

Das kannst Du nicht entscheiden, sagte Zoë. Es ist ein Liebeslied Davids, zu singen auf der Schoschanim, dem Instrument, das der Lilie gleicht.

Wie sie im Psalter bewandert ist! Bei diesem Gedanken wollte unser Held die Verjucherin verständnisinnig anblicken, schlug jedoch sein Auge noch rechtzeitig nieder.

Komm in mein Haus, perorierte sie wieder, und sei Herr darin. Es liegt an der geraden Straße gegenüber der Anastasia. Schalte darin nach Belieben. Die Tränen Deiner Eltern werden trocknen und Dein Vater, der hart bedrängt sein soll, gewinnt wieder an Kredit und Ansehen.

Bei diesen Worten zog Marcian ein Stich durch's Herz und er fragte schüchtern: Ich weiß ja nicht einmal, wie Du Dich nennst?

Mein Vater, der ein Phönizier war, nannte mich Janeina oder Tageslicht. Meine Mutter hieß mich Keren-Happuach, das ist Schminkdöschen. Seit ich aber in Cäsarea bin und ein griechisch Haus mache, heiße ich Zoë. Verfüg' über meine Reichtümer. Du kannst Kirchen schmücken, Sklaven loskaufen und machen, daß Dich Tausende segnen. Glaubst Du noch, daß ich ein böser Dämon bin? Sei mein und folge mir! Oder folge mir wenigstens!

Damit machte sie wieder einige jener geschickten Wendungen, auf die ein harmloser Einsiedler unmöglich immer gefaßt sein kann. Sie drückte ihm nämlich einen Kuß auf den rechten Mundwinkel, was dem Aermsten nervös so heftig berührte, daß er einen Schrei ausstieß und zum Himmel hinaufstarrte, von dem er glaubte, daß Feuer herabgefallen sei, um ihn zu strafen. Einige Augenblicke stand er unbeweglich, und man müßte in's Herz blicken können, um zu entscheiden, ob etwa gar seine Grundsätze schwankten, ob ein Kampf heiliger und unheiliger Gedanken und Gefühle im Innern stattfand. Der Held der Geschichte ist uns so lieb geworden, daß wir ihm vielleicht eine Kleinigkeit verzeihen würden.

Zoë, sagte er auffallend ruhig und freundlich, um diese Morgenstunde kommt häufig Potamon, mein Lehrer, um mich auszufragen, oder gar Leute aus der Ebene, die sich einbilden, von mir etwas Auferbauliches hören zu können. Laß mich hinausgehen und draußen nachsehen, damit sie nicht unvermutet hier Deiner ansichtig werden und sich ärgern; denn wehe denen, welche Aergernis geben. Damit trat er aus dem Gehege. Zoë, welche den jungen Heiligen verstanden zu haben glaubte, schöpfte Hoffnung, seinem Stolz noch beizukommen.

Marcian aber, mochte nun mit ihm selbst vorgehen, was da wolle, war kaum ein paar Schritte vom Zaun entfernt, als er Gestrüpp und Reisig zusammenraffte, so viel er konnte, und unter Benützung des Feuerzeugs, das er von gestern noch im Sack hatte, den Haufen anzündete. Dann warf er die Sandalen weg, setzte sich auf den Boden und legte die beiden Füße in das auflodernde Feuer.

Mucius Scävola, der sich durch die staunenden Etrurier angespornt fühlen mußte, verschwindet gegen unsern Asceten, der allein, freiwillig und ohne andern Zweck, als den des Triumphs seiner Tugend, den Qualen Trotz bot. Die Schmerzen wurden freilich bald so arg, daß er anfing zu wimmern und sich endlich genötigt sah, geradezu laut zum Himmel zu schreien, was der Römer nicht gethan zu haben scheint.

Dadurch wurde auch Zoë herausgelockt, die beim Anblick des Geschehenden in Ohnmacht gefallen wäre, wenn nicht das Interesse, das sie für den Jüngling empfand, noch größer gewesen wäre, als der Schrecken über seine That.

Marcian, was thust Du! jammerte sie. Sein schmerzentstelltes Gesicht wollte ihr das Herz zerreißen, um so mehr, als sie den Sinn seiner Handlung sofort erkannte und sich allein die Schuld davon beimessen mußte.

Marcian, laß ab — ich sterbe sonst — laß ab!

Sobald Du gehst, erwiderte gelassen der freiwillige Martyrer.

Wohlan, so geh' ich! Dabei schlug sie sich mit der zarten Faust vor die Stirne und Laute des tiefsten Weh's entstiegen ihr, als sie fortwankte.

Nein, ich gehe nicht. Ich will Dein Loos teilen. Verzehre diese Flamme auch mich! Es wird mir eine Lust sein, mit Dir vereinigt in einer Opferwolke emporzusteigen. Mit diesen Worten riß sie sich das flimmernde Netz von den Haaren und den Ueberwurf vom Nacken und warf beides ins Feuer. Schon machte sie Miene, auch das ohnehin zarte Gewebe ihrer Tunika zu zerreißen, als Marcian, darüber nicht wenig erschrocken, seine Füße schnell zurückzog und Zoë beschwor, sie möchte gehen, er wolle es auch gut sein lassen.

Seine bebende Stimme und der Anblick seiner Brandwunden machte übrigens auf die Versucherin einen vernichtenden Eindruck. Sie hatte nicht an den Ernst geglaubt, womit derlei Fanatiker oft ihre Aufgabe erfassen. Die schwachen Seiten, von welchen sie bisher allein die Männerwelt kennen gelernt, ließen es ihr unmöglich erscheinen, daß einer dem Entschluß: der Welt und dem, was ihrer Ansicht nach dazu gehörte, zu entsagen, treu bleiben könnte. Viele illustre Beispiele hätten ihr freilich zeigen können, daß die menschliche Natur unberechenbar und in jeder, auch der verkehrtesten Richtung eines idealen Aufschwungs fähig ist. Ihre Absicht war, den Schwärmer über seine eigene Schwäche aufzuklären, ihn vor der goldenen Jugend der Stadt zu kompromittieren und jede Nachahmung im Voraus lächerlich zu machen.

Sein mönchisches Gebaren erhöhte anfangs ihren Mutwillen, aber sein jetziges Leiden drohte ihr das Herz zu brechen. Opfer an Fleisch und Blut üben in allen Fragen eine unwiderstehliche Wirkung.

Gehst Du noch nicht? fragte Marcian, den seine Kräfte zu verlassen schienen.

Sage mir: wohin? fragte sie mit gefalteten Händen, und er flüsterte abwinkend: Nach Hause!

Nimmermehr! Daß ich Dir's nur gestehe: ich führe ein leichtsinniges Leben.

Marcian nickte, als wollte er sagen: das kam mir auch so vor.

Was Cäsarea von mißratenen Buben aufzuweisen hat, ist mir verfallen und von den gut erzogenen suche ich so viele als möglich an mich zu locken und um Ruhe und Vermögen zu bringen.

Zoëns unfreiwilliger Beichtvater schauderte und dachte, wenn sie jetzt Buße thut, sollen mich meine Füße wahrlich nicht gereuen.

Habe ich Hoffnung, Gnade zu finden, fragte sie, sich zu ihm niederlassend, und was muß ich thun?

Marcian schwieg, denn der Schmerz zuckte durch seinen ganzen Körper und lähmte ihm die Sprache. Endlich fing er an: In Betlehem, so höre ich, wohnt eine fromme Wittwe, Namens Paula. Die hat einen Kreis von gefallenen Sünderinnen um sich, die sie wieder dem Himmel zuführt.

Gut, ich will Paula aufsuchen. Je mehr sie den übel zugerichteten Jüngling betrachtete, desto heftiger tobte die Reue. Sie wurde sich klar darüber, daß sie einen schändlichen Streich begangen hatte und Ruhe und Heiterkeit nie mehr wieder in sie einkehren könnten, daß es, allen Hohn bei Seite gesetzt, für ihr gefoltertes Gewissen nur mehr eine Heilung gebe: vollkommene Buße.

Marcian, sagte sie händeringend, Deine Wunden schreien zum Himmel wider mich.

Was gebärdest Du Dich so, mahnte dieser, wegen ein paar Gliedmaßen? Du, die nach eigenem Geständnis so viele Jünglinge unglücklich gemacht. Ich habe nichts verloren an Dich. Beweine lieber jene Seelen, die zu verderben Dir gelungen ist.

Du bist grausam, Junge, jammerte Zoë. Der gute Glaube des ehrlichen Menschen vollendete ihre Verzweiflung. Diese Stimmung gründete sich übrigens nicht nur auf ethische, sondern auch auf praktische Rücksichten. Wenn sie nicht, wie gehofft, den besiegten Tugendhelden im Triumph zurückführt, sondern im Gegenteil selbst als die Beschämte dasteht, muß das nicht ihr Haus zum Gespötte machen und das flitterhafte Ansehen, das sie wie eine Art Aspasia genoß, in Verachtung verwandeln? Ja, wenn erst kund wird, zu welcher That sie den gutmütigen Schwärmer getrieben, kann nicht eine allgemeine Entrüstung losbrechen und das gläubige Volk, das in solchen Dingen keinen Scherz versteht, einen Sturm versuchen und sie und ihre Gefährtinnen steinigen? Zoë kannte den leicht zu erhitzenden und zu Tumulten geneigten Charakter ihrer Race. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als mit ihren Habseligkeiten und ihrer Sippe in eine andere Stadt, vielleicht nach Jerusalem oder Antiochia überzusiedeln, welchen Gedanken sie jedoch in ihrer bußfertigen Stimmung verabscheute. Sollte das begangene Verbrechen wirklich gesühnt werden, so mußte sie es mit ihrer eigenen Person büßen. Und zwar auf dem allein richtigen Weg, den ihr Marcian angegeben hatte.

Seufzend ging sie in die Einfriedung und hüllte ihre vor Aufregung zitternde Gestalt in den alten Mantel, dessen sie sich zur Einleitung des schnöden Spiels bedient hatte. Dann kehrte sie zurück und kniete vor ihr Opfer hin, ohne dessen Unwillen zu erregen.

Du willst also, daß ich Dich hilflos verlasse?

Hilf Du Dir selbst!

Erlaube wenigstens, daß ich Dich auf Dein Lager trage. Ich bin stark genug dazu.

Rühr' mich nicht an, Unselige! Derjenige, der dem Habakuk einen Engel schickte, wird dafür sorgen, daß auch ich hineingeschafft werde. Geh, denn wenn einer der Brüder käme, die Beschämung möcht' ich Dir ersparen.

Das wirkte. Gesenkten Hauptes wankte sie fort. Da, wo der Abstieg begann, wendete sie sich noch einmal um, warf einen thränenfeuchten, aber leuchtenden Blick auf Marcian und sagte: Nach Bethlehem.

Der Dulder gab ihr seinen Beifall durch eine schwache Handbewegung zu erkennen und sie verschwand hinter dem nächsten Felsen.

Wir lassen Zoën gleichfalls ziehen und bemitleiden sie vorläufig nicht einmal ob des Herzeleids, das sie niederdrückt. Sie hat dasselbe reichlich verdient. Möglich, daß ihre Aufnahme und ihr Verweilen bei Frau Paula später noch erzählt wird.

## XI.

### Im Berufe treu.

Marcians Schmerzen dauerten natürlich fort, doch die äußere und namentlich die innere Ruhe, die er nun genoß, entschädigte ihn reichlich. Ja seine Seele erheiterte sich, so daß er anfing zu psallieren: „Wohl dem Volke, dem es also geht. Ich danke Dir, Herr, von ganzem Herzen, denn Du erquickest mich und gibst mir das Land meiner Feinde zum Erbe."

Moderne Podagristen, die im Fluchen noch am ehesten eine Erleichterung zu finden behaupten, mögen an diesem Beispiel lernen und es einmal mit einem Halleluja probieren. Die David'schen Verse, deren sich Marcian zu seinem Trost bediente, stimmen zwar nicht ganz zu seiner Lage, aber das ist ja das Schöne an den Psalmen, daß sie sich auch dort gut ausnehmen, wo sie nicht hinpassen. Es bedarf nur einer kleinen Umdeutung, und man erstaunt, wie der begeisterte Seher alle nur denkbaren Situationen und Ereignisse so zu sagen in seinem Vorgefühl hatte.

Ein Anderer wäre Brandwunden, wie sie die Füße unseres Helden aufwiesen, vielleicht gar erlegen. Aber ein Ascet, dem die krankhafte Anspannung der Nerven zum Bedürfnis geworden ist, findet in solchen Zufällen eine Abwechslung in den Mitteln zu seinem Zweck. Die Alltagssorgen des Lebens und der Arbeit Mühsal würde er kaum ertragen. Seine Leistung besteht in der Ueberwindung künstlicher Schwierigkeiten. Den Launen des Schicksals entflieht er, um sich seine Plage selbst zu wählen. Jener Heilige, der Jahre lang auf einer Säule stand, hätte sich wohl dafür bedankt, in einer Ziegelei zu arbeiten. Unsere heutigen Mönche gefallen sich nicht mehr in unfruchtbaren Anstrengungen; sie schneiden Skapuliere zu, treiben Landwirtschaft, brauen Bier und Liqueure und pflegen von den alten Uebungen nur mehr ein strengeres Fasten. Wobei sie sich aber jedenfalls wohler befinden, als ein armer Teufel, dem sein heutiges Stückchen Brod schon durch die Sorge um den morgigen Tag verkümmert wird. Fasten und nichts zu essen haben ist zweierlei!

Damit soll den Verdiensten Marcians nichts im Geringsten nahe getreten sein. Nachdem er einige Stunden auf dem Schlachtfeld, das er gegen den bösen Feind so siegreich behauptet hatte, gelegen war, erschien Potamon, der ihm erzählen wollte, daß gestern nachts noch nach ihm gefragt worden sei. Der gute Alte erschrack nicht wenig, und erging sich, als ihm sein armer Schüler das Vorgefallene erzählt hatte, in bitteren Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen, die nicht einmal mehr den Einsiedler in der Wüste verschonen. Der Abbas hat recht, sagte er, wir müssen noch Mauern und verschließbare Pforten bekommen, denn im Freien hat der Teufel gar zu leicht Zutritt. Dann faßte er mit seinen kräftigen Ascetenarmen den Patienten und trug ihn in die Zelle, lief sodann zurück, um Oel und Lumpen zu holen und die Wunden zu verbinden, bestellte auch den Sarcas zur Krankenpflege Dieser mußte sein Ziegenfell als Unterlage hergeben und erhielt dafür einen aus Binsen geflochtenen Rock, die neueste Einsiedlermode, welche gar kein Anschmiegen an den Körper und dem Wind überall ganz freien Durchzug gestattete, ein Fortschritt in der

Vollkommnung der Menschen, der in ganz Aegypten nnd Palästina mit Freuden begrüßt wurde.

Auch der Abbas ließ sich über den von Marcian bestandenen Strauß Bericht erstatten und drückte über den strebsamen jungen Menschen sein Wohlgefallen aus. Potamon hatte sogar die Genugthuung, diesem melden zu können, daß er sogleich nach seiner Genesung in eine höhere Region des Berges übersiedeln dürfe, eine Beförderung die in so frühem Alter noch Keinem zu teil geworden. Auch kamen ältere Bewohner der Arche von der Höhe herab, um Marcian zu trösten und sich mit ihm zu unterhalten, besonders ein gewisser Kleophas aus Bithynien und Einer Namens Cormas, von dem es hieß, sein Vater sei ein Räuber gewesen, woran aber nicht viel liegt, wenn's der Sohn zum halben oder ganzen Heiligen bringt. In Bithynien fabrizierte man damals den besten Käse, und Kleophas, der das väterliche Erbe seinem Bruder hinterlassen hatte, erhielt von diesem hie und da ein Quantum zugeschickt, womit er dann die religionsphilosophischen Gespräche an Marcians Lager zu würzen pflegte.

Wollen wir ein bischen Hiob spielen, sagten die beiden Besucher eines Tages zu einander, ohne daß der Kranke wußte, was sie damit sagen wollten.

Von Hiob selbst weiß vielleicht auch mancher Leser nicht viel mehr, als daß es ihn entsetzlich juckte. Medicinische Autoritäten haben sich schon gestritten über die Frage, was für eine Krankheit der Mann eigentlich gehabt haben möge; wer aber das nach ihm genannte Buch aufmerksam liest, wird sofort zur Einsicht kommen, daß es gar keinen Hiob gegeben hat, wodurch obige wissenschaftliche Streitfrage in der denkbar angenehmsten Weise entschieden ist.

Mit einem Lehrgedicht in Gesprächsform haben wir es zu thun, mit einem Symposium auf dem Misthaufen, wobei sich der Dialog allerdings nicht um Freundschaft und Liebe dreht, sondern um die finstere Zuchtmeisterpolitik der altjüdischen Gottheit. Der Teufel hat nämlich mit unsern Herrgott gewettet, er wolle den besten Mann dahin bringen, daß er murrt und der Vorsehung flucht. Nachdem Hiob durch räuberische Nachbarn — in Asien sind alle Nachbarn Räuber — Hab' und Gut und nebenbei auch seine Gesundheit eingebüßt hatte, stellen sich drei schlechte gute Freunde ein, um ihn zu trösten oder vielmehr zu necken.

Wenn Gott, sagen sie, einen dermaßen straft, so muß es schon ein ganz kurioser Sünder sein, sonst könnte man ja an gar keine Gerechtigkeit glauben. Von einer persönlichen Fortdauer, bei welcher die Mißverhältnisse einer kurzen Spanne Zeit gleich durch eine ganze Ewigkeit ausgeglichen werden, hatten die Kinder Abrahams keinen Begriff. Ein solcher hätte sich auch mit ihrem Sinn für richtige Bilanz gar nicht vertragen. (Forts. folgt.)

## Ein Wort über die Ausgestoßenen.

Von H. Roller.

Das Recht der menschlichen Gesellschaft, ihre gefährlichen Mitglieder durch Einkerkerung unschädlich zu machen, ist mit so vielen Kosten verbunden, daß es als Pflicht erscheint, jeden Gedanken, welcher dieselben verringern helfen könnte, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich bin der Meinung, daß die Sträflinge weit mehr, als es seither geschehen, zu öffentlichen Bauten und Unternehmungen verwendet werden sollten. Wenn man die Karte Deutschlands mit der Frankreichs oder Englands vergleicht, so findet man sofort, daß bei uns noch viel zu wenig für Kanäle geschehen ist. Eine deutsche Wasserstraße zwischen der Ost- und Nordsee erscheint unbedingt geboten; eine andere vom Rhein zur Ems und Elbe ist in hohem Grade wünschenswert; die bestehenden Kanäle zwischen Elbe, Oder und Weichsel bedürfen der Erweiterung und dergleichen mehr. In Südbayern wären durch Entwässerung der Moore noch ganze Fürstentümer zu erobern; in andern Gegenden Deutschlands wären andere große Arbeiten zu verrichten, und alle werden bloß deshalb nicht angegriffen, weil sie zu viele Kosten verursachen. Warum, frage ich nun, verwendet man hiezu nicht Sträflinge, welche umsonst arbeiten müssen? Die Beaufsichtigung und Unterbringung

derselben kann doch wahrlich keine unlösbare Frage sein, da wir in den Kriegsjahren mit vielen Tausenden von Gefangenen fertig geworden sind. Wenn es sich um Ersparung von Millionen handelt, wie bei den großen Kanalbauten, oder um Gewinnung neuer Landstrecken und dergleichen, da sollte man doch einmal über die zweckmäßige Heranziehung der Sträflinge zu öffentlichen Arbeiten ernsthaft sprechen. Es liegt hier nicht nur ein ökonomisches, sondern auch ein moralisches Interesse vor. Der unglückliche Mensch, der verurteilt ist, einen Teil seines Lebens in öden Kerkermauern zu verbringen, wird es gewiß als eine Gnade betrachten, wenn er in frischer Luft, beim goldnen Sonnenlicht arbeiten und an einem großen, dem allgemeinen Wohl gewidmeten Werk teilnehmen kann. Er wird allmählich den Gedanken fassen, daß er seine Schuld in menschenwürdiger Weise sühnt und früher oder später mit erleichtertem Herzen zur Gesellschaft zurückkehren darf.

Mögen es die geehrten Leser der „Gesellschaft" verzeihen, daß ich sie heute on den sonnigen Höhen des Daseins in die dunklen Tiefen des Elends blicken ließ. Das schöne Wort, daß uns nichts Menschliches fremd sein soll, wird immer Geltung behalten, und die Gesellschaft darf deshalb auch derer nicht vergessen, welche sie ausgestoßen hat.

## Litterarische Kritik.

**Friedrich Schiller.** Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Weltrich. Stuttgart, Cotta. Erste Lieferung. 4 *M.*

Das Schillerbuch von Weltrich ist ein wissenschaftliches, ein gelehrtes Werk; es stellt sich die Aufgabe, die gesamte Ueberlieferung von Schiller einer Revision zu unterziehen; es dringt also überall zu den Quellen vor und erwirbt sich durch die Zuverlässigkeit seiner Mitteilungen die höchste Anerkennung des Forschers. Das Buch Weltrichs ist aber auch eine schriftstellerische Leistung, ein Kunstwerk, wie es der würdige Gegenstand der Darstellung fordert. Wenn in der ersten Lieferung des Buches sich mehr der gelehrte Professor als der schriftstellernde Künstler vernehmen läßt, so liegt das in der Natur der Sache, und da in diesem Blatte weniger die wissenschaftliche, als vielmehr die allgemeine Bedeutung des Werkes zu kennzeichnen ist, so kann manches übergangen werden, was die Forschung hervorheben muß.

Was mir an der Darstellung Weltrichs vor allem gefällt, das ist der große Zug des Denkens, der weltweite Blick, aber auch die Tiefe des Gefühls. Man merkt es dem Verfasser an, daß er aus vollem Herzen spricht, und daß es ihm eine wahre Wonne ist, hie und da den gelehrten Vortrag zu unterbrechen, um das Gemüt der Leser zu entflammen. Hat er in gewaltigen Worten das Auftreten und die Merkmale des Genius (Genie) geschildert, so führt er uns wieder in die liebenswürdige Familie Schiller; ist er mit der großen (bei 20 S. langen) Auseinandersetzung über die wichtigsten Volksstämme Deutschlands fertig und zu den Schwaben zurückgekehrt, so zeigt er uns die Orte, wo der Dichter seine Jugend verlebte, und wer das Glück hatte, an denselben zu weilen, der fühlt heraus, mit welcher Liebe sie geschildert sind. — Darauf kommt das gelehrte Kapitel über Herzog Karl und seine pädagogischen Schöpfungen, und hier tritt ganz mit Recht im Schriftsteller oft der Pädagog hervor, der uns ebenfalls zu fesseln weiß. Die Entwicklung eines genialen Menschen ist ja stets interessant, und wenn sie durch die Schule so eigenartig beeinflußt wird, wie die Schillers, dann ist es ganz bestimmt berechtigt, auch Einzelheiten zu erwähnen So erschien mir folgende Stelle (S. 242) bedeutungsvoll: „Ein lebhafteres Interesse für Mathematik gewann Schiller nicht. Wer im Schulwesen Erfahrung hat, weiß, daß Köpfe, welche auf die Logik der Sprache und das Element der Phantasie hervorragend angelegt sind, in der Regel für Mathematik gleichgültig bleiben; die mathematische Gehirnthätigkeit, ihre Vorstellungsweise, auch das mathematische Gedächtnis ist eine Spezialität." Und mancher Schüler wird sich trösten, wenn er hört, daß Schiller das ganze Jahr 1775 hindurch den letzten Platz in der Klasse behauptete!

Es ist hier unmöglich, die wertvolle Schilderung der Studienzeit Schillers näher zu würdigen. Der Verfasser weiß geschickt die Berichte über medizinische und andere Studien zu unterbrechen und den Leser auf einen Standpunkt zu führen, wo alles interessant erscheint. Dazu tauchen in der Schulzeit Schillers „die Räuber" auf, und sobald diese zur Sprache kommen, gewinnt die Darstellung des Verfassers einen merkwürdigen Aufschwung. Ich kann es mir nicht versagen, zur Illustrierung dessen einige Stellen zu zitieren. S. 371: „Der Kernpunkt, auf welchen es in der Tragödie ankommt, ist meisterhaft getroffen; der Schicksalsumschlag ist den Bedingungen des Stoffes und den Charakteranlagen der beiden Hauptfiguren völlig gemäß. Ich wüßte kein späteres Stück Schillers, welches die tragische Nemesis, den Ausgleich von Schuld und Sühne, gleich sicher vollzieht, und eben deshalb rechne ich die Räuber zu dem zweifellos Allerbesten, was Schiller dramatisch geschaffen hat. In keinem seiner so genden Dramen ist vom tragischen Geiste des Aeschylus so viel wie in diesem Jugendwerk; erst das grandiose Fragment, welches der sterbende Dichter uns hinterließ, der Demetrius, streckt seine Wurzeln in diese letzten Tiefen der tragischen Kunst wieder hinab. Schillers Beruf zur Bühne, zum Tragiker, war mit den Räubern entschieden. S. 377: Die

Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Karlos sind Schöpfungen, welche nicht allein unter dem Gesichtspunkt des Aesthetischen betrachtet werden dürfen. Sie sind zugleich sozialpolitische Thaten, geschichtliche Großthaten, nach ihren Keimen, ihrem Erscheinen und ihren Wirkungen der allgemeinen Kulturgeschichte zugehörig wie irgend ein Staatsakt von erstem Range. Sie sind als öffentliche Mächte mitbeteiligt an der gewaltsamen und totalen Umwälzung, welche das achtzehnte Jahrhundert in bürgerlichem, staatlichem, religiösem und geistigem Leben vollzogen hat, sind Vorläufer, Begleiter und Mitkämpfer der Bewegungen und Ereignisse, welche in der Revolution von 1789 ihren Gipfelpunkt fanden. — In unzähligen Gemütern haben diese Dichtungen das Verlangen nach einer freieren und menschenwürdigeren Gestaltung des Lebens erweckt, und dieser mächtige kulturelle Einfluß sichert ihnen neben ihrem ästhetischen Wert die Akklamation und den Dank der Nachwelt." — Das ist der Stil, in welchem man über Schiller schreiben muß, das ist Geist von seinem Geist, das ist die künstlerische Darstellung, die ihres Erfolges sicher ist. Wenn es Herrn Weltrich gefiele, nach Vollendung seines gelehrten Schiller-Werkes ein volkstümliches zu schreiben, das namentlich auch den Frauen erwünscht sein müßte, so würde er sich ein großes Verdienst um das deutsche Volk erwerben. Er ist der Mann dazu, Schiller, den geliebtesten Sohn Deutschlands, würdig und allgemein verständlich zu schildern.

H. Noller.

**Alexis.** Drama von Karl Immermann, in freier Bearbeitung von Wilhelm Buchholz.

Hatten wir früher nur Worte des Lobes für die Buchholz'sche Zenobia-Bearbeitung, so müssen wir diesmal sagen: Buchholz hat sich mit diesem Alexis in die allererste Linie dramatischer Umdichter und Nachschöpfer gestellt. Immermanns endlose Trilogie „Alexis" (1. Stück „Die Bojaren", 2. Stück „Das Gericht zu Petersburg", 3. Stück „Eudoxia" — das Ganze eine Wüstenei mit einigen grandiosen dichterischen Oasen, auf denen gewaltige Palmen, vom Blitz zerschmettert, tragisch ihre verstümmelten Aeste in den mitleidlosen Himmel recken, ist durch Buchholz zu einem knappen, wuchtigen und theatralisch gewiß schneidend wirksamen Drama umgeformt worden. Alles stofflich Brauchbare, alle Wertstücke der Diktion, alle psychologische Feinheiten sind aus dem Immermann'schen Originale in diese neue Tragödie hinübergerettet worden. Eine neue Tragödie — und hoffentlich, wenn nicht alle Zeichen trügen, ein neues Zugstück für das tragische Repertoire leistungsfähiger Bühnen. Diese problematische Alexisgestalt hat unter der Hand ihres Nachschöpfers eine Lebensfülle und tragische Folgerichtigkeit gewonnen, die unser tiefstes Interesse dauernd fesseln wird. Wir wünschen Herrn Buchholz Glück zu dieser dramaturgischen Meisterthat. München, Frankfurt und Weimar werden das neue Werk ehestens herausbringen. Bravo!

Ignotus.

## Korrespondenz der Redaktion.

**Herrn Dr. O. B. in St.** Lassen Sie sich nicht mystifizieren! Karl Bleibtreus „Alpenglühen" ist einem Liedercyklus entnommen, welcher das Leben Oswalds von Wolkenstein, des Tiroler Minnesängers, und seine bekannte unglückliche Leidenschaft für Sabina Jäger schildert.

**Fräulein M. R. in J.** Wie richtig Sie ihn charakterisierten! Ich mußte an das Wort der seligen „feschen Pepi" denken: „G'lernt hat er nix, aber arrogant is er word'n."

**„Alter Freund" in Eisenach.** Warum so schweigsam? Ignotus erwartet den neuesten Roman.

**Frau R. W. in K.** Hier sind die Verse, Verehrteste!

Wenn er geschritten kommt
Nieder zum Thale,
Wie wird das Herz mir schwer
Mit einemmale!
Ich möchte weinen, bis es mir bricht —
Was mich beweget, er ahnet es nicht!
Und wenn er vor mir steht,
Sich zu mir neiget,
Und ich ihm lausche —
Mein Herz nicht schweiget!
Ich möchte jubeln, bis es mir bricht —
Was mich beweget, er ahnet es nicht!
Und wenn er wieder geht,
Sich von mir wendet,
Wie ist mit einemmal
Mein Glück geendet!
Wie da die Woge der Sehnsucht bricht
Ueber mich hin — er ahnet es nicht!

**Frau J. F. in L.** Trösten Sie sich mit Jean Pauls Wort: „Ein solcher Toter verklärt ein ganzes Leben."

**Herrn G. K. in W.** Also sprach Zarathustra: „Nicht wenige, die ihren Teufel austreiben wollten, fuhren dabei selber in die Säue."

**Fräulein G. v. G. in D.** Sokrates hat sein Leben lang gute Miene zum bösen Spiele gemacht und sein innerstes Urteil versteckt bis an seinen Tod. Da kam sein furchtbares Wort heraus: „O Kriton, ich bin dem Asklepios einen Hahn schuldig!" Das heißt auf Deutsch: Das Leben ist eine Krankheit, von der wir im Tode genesen. Sokrates hat am Leben gelitten! Sokrates, der klare, heitere Kopf, ist als Pessimist gestorben! Machen Sie sich einen Vers darauf!

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Dr. Georg Conrad in München. — Druck von H. Kutzner in München.